

DER FELS

Benedikt XVI.:
Leuchtende Sterne am Firmament

Katholisches Wort in die Zeit

47. Jahr November 2016



INHALT

Benedikt XVI.:

Leuchtende Sterne am Firmament 307

Thomas Morus:

„Ich bin sicher,
dass ich recht handle“ 309

Erzbischof Stephan Burger:

„Lassen wir uns die Hoffnung
nicht nehmen“ 311

P. Dr. Andreas Hirsch FSSP:

Die heilige Messe 318

Dr. Eduard Werner:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Michael Kardinal Faulhaber 320

Siegfried Kerscher:

Josef Stimpfle –
ein aufrechter Bischof 321

Michael Schmitt:

Nach Berlin – zum Marsch
für das Leben 324

Prof. Dr. Hubert Gindert:

„Wir haben in dieser Zeit weder
Vorsteher noch Propheten“ 326

Diakon Raymund Fobes:

Leidenschaft für Christus
statt gut bezahltem Job 328

Jürgen Liminski:

Spiel mit Hoffnungen, Ängsten
und Rente 329

Auf dem Prüfstand 333

Bücher 334

Veranstaltungen 335

Impressum „Der Fels“ November 2016 Seite 335
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Allerheiligen. Bisdom Paramaribo, Hoogfeest van AllerHeiligen, Die Gemeinschaft der Heiligen; Eläuterung: S. 335

Fotonachweise: 307 Frits van der Meer: Apokalypse, Herder-Verlag Freiburg, 1978; 308 WJT 2005; 309 P. Schaumann; 310 J. Popfinger; 311 R. Gindert; 312, 320 Archiv; 315 zeno.org/nid/20004228243, gemeinfrei; 316, 318, 319 public-domain; 317 wikimedia: David Monniaux; 321-323 Bistum Augsburg; 324-325 v.li: Marsch für das Leben, Hofmann, Aktion Lebensrecht für Alle e.V.; 330-331 J. Liminski

Quellen Text: S. 276 © Copyright 2006 – L. E. V.; Text und Bild S. 336: H. Moll, Martyrologium „Zeugen für Christus“ I Seite 921 bis 925

Liebe Leser,

wenn am 1. November viele Menschen die Gräber ihrer Angehörigen aufsuchen, werden auch solche, die nicht gläubig sind, mit einer Wahrheit konfrontiert, die niemand leugnen kann: Das unausweichliche Ende der irdischen Existenz. Die Geburt Christi, seinen Tod und seine Auferstehung leugnen heute viele. Aber selbst wer dem „Kern aller Versuchung“ erliegt, so Benedikt XVI. – das ist „das Beiseiteschieben Gottes, der neben allem vordringlich Erscheinenden unseres Lebens als zweitrangig, wenn nicht überflüssig und störend empfunden wird“ – kann den Tod nicht infrage stellen.

Für gläubige Christen kommen am Allerheiligentag das Licht von Christi Geburt und der österliche Auferstehungsjubel zu ihrem vollen Glanz. Auf den säkulareren Menschen „der die Welt aus Eigenem, ohne Gott, in Ordnung bringen, auf das Eigene bauen, nur die politischen und materiellen Realitäten anerkennen“ will (Benedikt XVI.), bricht mit dem Tod die Katastrophe herein, weil die Imperien, die aus Reichtum, politischer und gesellschaftlicher Macht bestehen, für alle auf Sarggröße schrumpfen.

Der Mensch will leben, lange und gesund. Und scheinbar ist das Leben um uns voller Vitalität. Die Gesundheitsindustrie boomt. Fitness-Zentren schießen aus dem Boden. Nahrungsmittelhersteller preisen den Gesundheitswert ihrer Produkte an. Bio-Artikel sind die Renner. Dennoch, Krankheit und Alter erinnern mit ihrer Gebrechlichkeit an das unausweichliche Ende.

Mutter Teresa hat sich den Schattenseiten des Lebens, der Realität von Elend und Leid gestellt. In Indien, dort wo die Not

kaum beachtet wird, war sie präsent. Es war aber nicht nur die materielle Not, die sie gelindert hat. Sie gab den Hilflosen auch die menschliche Würde zurück und ließ sie, häufig zum ersten Mal in ihrem Leben, Liebe erfahren. Wir können fragen, ob in den europäischen Wohlstandsgesellschaften Kinder, die ohne Frühstück zur Schule kommen, beides erfahren: Menschliche Würde und Liebe. Wir können weiter fragen, wie viele alte Menschen in Seniorenheimen oder Kranke in den Kliniken zur obligatorischen Versorgung und Pflege auch emotionale Zuwendung und menschliche Wertschätzung bekommen. Anders ausgedrückt, ob etwas vom Geist der Mutter Teresa in den Gängen und Krankenzimmern spürbar ist oder ob die Rentabilität des Hauses oberste Priorität hat.

Als Christen leben wir in einer Welt des 21. Jahrhunderts, so wie sie ist. Wir brauchen aus ihr nicht auszuwandern. Wir können immer auf die Barmherzigkeit Gottes, auf die wir in diesem Jahr besonders hingewiesen werden, hoffen. Menschen um uns herum, die von vielen Problemen dieser Welt, von Krankheit und Not bedrückt sind, sollten uns anmerken und spüren, dass wir eine begründete Hoffnung haben. Christen richten den Blick über die Gräber hinaus auf das Leben der Heiligen bei Gott.



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Leuchtende Sterne am Firmament

Liebe Brüder und Schwestern!

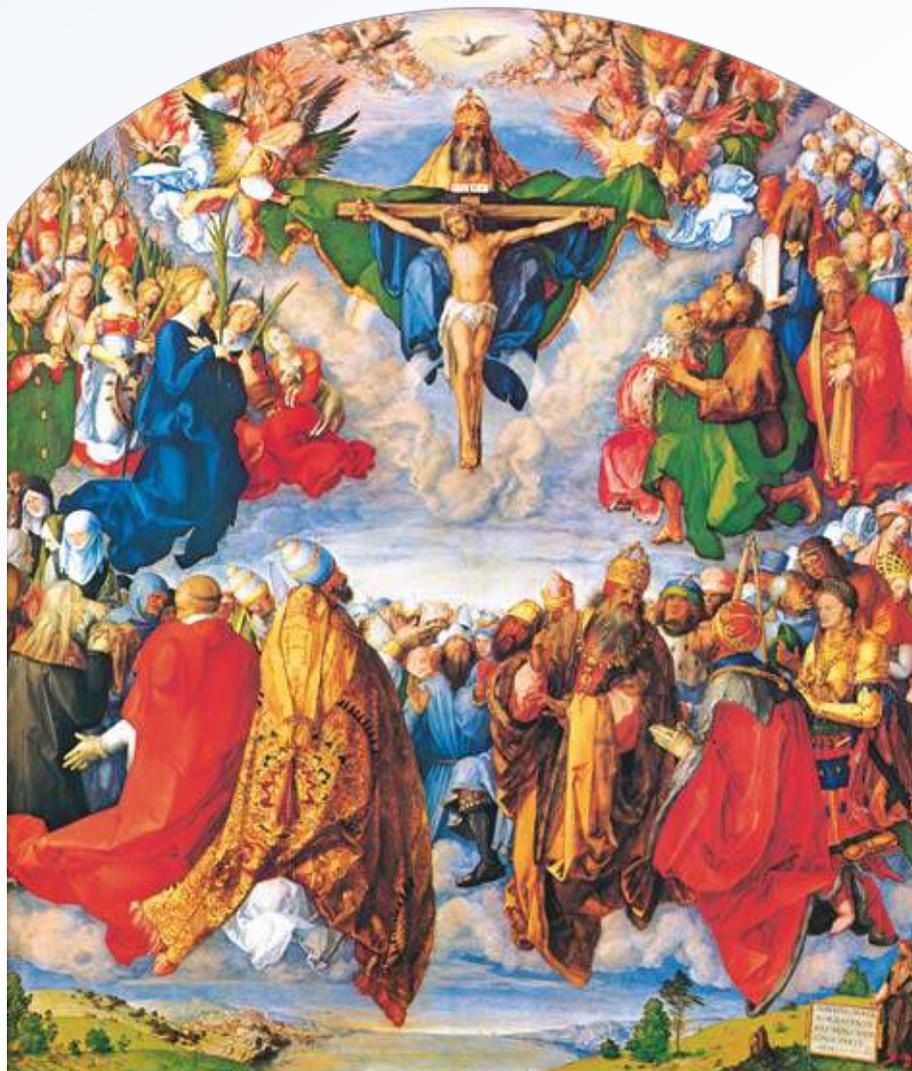
Am Anfang unserer Eucharistiefeier stand der Ruf: »Freut euch alle im Herrn«. Die Liturgie lädt uns ein, teilzuhaben an der himmlischen Freude der Heiligen, sie lädt uns ein, diese Freude zu kosten. Die Heiligen sind keine kleine Gruppe Auserwählter, sondern eine unzählige Schar, zu der aufzuschauen die Liturgie uns heute aufruft. In dieser Menge finden sich nicht nur die offiziell anerkannten Heiligen, sondern die Getauften aller Zeiten und Nationen, die versucht haben, mit Liebe und in Treue den Willen Gottes zu erfüllen. Von den meisten von ihnen kennen wir nicht das Antlitz und nicht einmal den Namen, aber mit den Augen des Glaubens sehen wir sie am Firmament Gottes strahlen wie herrlich leuchtende Sterne.

Am heutigen Tag feiert die Kirche ihre Würde als »Mutter der Heiligen, Abbild der himmlischen Stadt« (A. Manzoni) und zeigt ihre Schönheit als unbefleckte Braut Christi, Quelle und Vorbild jeder Heiligkeit. Gewiss fehlen in ihr widerspenstige, ja geradezu rebellische Söhne und Töchter nicht, aber die ihr eigenen Wesenszüge erkennt sie in den Heiligen, und an ihnen hat sie ihre höchste Freude. In der Ersten Lesung beschreibt sie der Verfasser des Buches der Offenbarung als »eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen« (Offb 7,9). Dieses Volk umfasst die Heiligen des Alten Testaments, vom gerechten Abel und vom treuen Erzvater Abraham an, die des Neuen Testaments, die unzähligen Märtyrer aus der Anfangszeit des Christentums und die Seligen und Heiligen der nachfolgenden Jahrhunderte bis hin zu den Zeugen Christi unserer Zeit. Sie alle verbindet der Wille, in

ihrem Leben das Evangelium zu verkörpern, unter dem Antrieb des Heiligen Geistes, der das Gottesvolk auf ewig beseelt.

Aber »wozu dient den Heiligen unser Lob, wozu unsere Verherrlichung, wozu dieses ganze Hochfest«? Mit dieser Frage beginnt eine berühmte Predigt des hl. Bernhard zum Allerheiligenfest. Es ist eine Frage, die man sich auch heute stellen könnte. Und aktuell ist auch die Antwort, die uns der Heilige gibt: »Die Heiligen brauchen unsere Ehren nicht. Unse-

re Frömmigkeit gibt ihnen nichts. ... Ich gestehe, dass mich starkes Verlangen erfasst, wenn ich das bedenke« (Disc. 2; Opera Omnia Cisterc. 5,364ff.). Das also ist die Bedeutung des heutigen Hochfestes: durch den Blick auf das leuchtende Vorbild der Heiligen in uns das große Verlangen zu wecken, wie die Heiligen zu sein, also glücklich darüber zu sein, nahe bei Gott zu leben, in seinem Licht, in der großen Familie der Freunde Gottes. Ein Heiliger zu sein bedeutet, nahe bei Gott, in seiner Familie zu leben. Und das ist unser aller Be-



rufung, die das Zweite Vatikanische Konzil nachdrücklich betont hat und auf die heute in feierlicher Form unsere Aufmerksamkeit gelenkt wird.

Aber wie können wir Heilige, Freunde Gottes werden? Auf diese Frage kann man zunächst in negativer Form antworten: Um heilig zu sein, muss man weder außerordentliche Taten und Werke vollbringen noch außergewöhnliche Charismen besitzen. Dann folgt die Antwort in positiver Form: Man muss vor allem



auf Jesus hören und ihm dann nachfolgen, ohne angesichts der Schwierigkeiten den Mut zu verlieren. »Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein. Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren« (Joh 12,26). Wer Jesus vertraut und ihn aufrichtig liebt, ist bereit, sich selbst zu entsagen wie das Weizenkorn, das in der Erde begraben liegt. Denn er weiß, dass derjenige, der sein Leben für sich selbst zu behalten sucht, es verliert, und dass derjenige, der sich hingibt – der sich verliert – gerade so das Leben findet (vgl. Joh 12,24–25). Die Erfahrung der Kirche zeigt, dass jede Form der Heiligkeit, auch wenn sie unterschiedliche Wege geht, immer über das Kreuz, über die Selbstentsagung führt. Die Biographien der Heiligen beschreiben Männer und Frauen, die fügsam

waren gegenüber den Plänen Gottes und die manchmal unbeschreibliche Prüfungen und Leiden, Verfolgungen und das Martyrium auf sich genommen haben. Sie harrten aus in ihrem Bemühen; es waren diejenigen – so ist in der Offenbarung zu lesen –, »die aus der großen Bedrängnis kommen; sie haben ihre Gewänder gewaschen und im Blut des Lammes weiß gemacht« (Offb 7,14). Ihre Namen sind eingeschrieben in das Buch des Lebens (vgl. Offb 20,12); ihre ewige Wohnstatt ist das Paradies. Das Vorbild der Heiligen ist für uns eine Ermutigung, denselben Weg einzuschlagen, die Freude desjenigen zu erfahren, der Gott vertraut, denn die einzige wahre Ursache der Traurigkeit, des Unglücklichseins liegt für den Menschen darin, fern von Gott zu leben.

Die Heiligkeit erfordert ständiges Bemühen, sie ist aber für alle möglich, denn die Heiligkeit ist nicht so sehr das Werk des Menschen als vielmehr Geschenk des dreimal heiligen Gottes (vgl. Jes 6,3). In der Zweiten Lesung sagt der Apostel Johannes: »Seht, wie groß die Liebe ist, die der Vater uns geschenkt hat: Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es« (1 Joh 3,1). Gott ist es also, der uns zuerst geliebt und uns in Jesus als seine Kinder angenommen hat. In unserem Leben ist alles eine Gabe seiner Liebe: Wie könnten wir einem so großen Geheimnis gegenüber gleichgültig bleiben? Wie sollten wir auf die Liebe des himmlischen Vaters nicht mit einem Leben als dankbare Kinder antworten? In Christus hat er sich uns ganz geschenkt und ruft uns zu einer tiefen persönlichen Beziehung zu ihm. Je mehr wir also Jesus nachahmen und mit ihm verbunden bleiben, desto mehr treten wir ein in das Geheimnis der göttlichen Heiligkeit. Wir entdecken, dass wir von ihm unendlich geliebt sind, und das spornt uns an, unsererseits unsere Brüder zu lieben. Die Liebe bringt immer einen Akt der Selbstentsagung mit sich, das »Sich-selbst-Verlieren«, und macht uns gerade auf diese Weise glücklich.

Damit sind wir beim Evangelium des heutigen Hochfestes angekommen, bei der Verkündigung der Seligpreisungen, die wir eben in dieser Basilika gehört haben. Jesus sagt:

Selig, die arm sind vor Gott; selig die Trauernden; die keine Gewalt anwenden; die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; die Barmherzigen; selig, die ein reines Herz haben; die Frieden stiften; die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden (vgl. Mt 5,3–10). In Wahrheit ist der Selige schlechthin nur er, Jesus. Er ist nämlich derjenige, der wirklich arm ist vor Gott; der Trauernde; der, der keine Gewalt anwendet; der, der hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; der Barmherzige; der, der ein reines Herz hat; der, der Frieden stiftet; er ist es, der um der Gerechtigkeit willen verfolgt wird. Die Seligpreisungen zeigen uns die geistliche Gestalt Jesu und bringen so sein Geheimnis zum Ausdruck, das Geheimnis des Todes und der Auferstehung, des Leidens und der Freude der Auferstehung. Dieses Geheimnis, das das Geheimnis der wahren Seligkeit ist, lädt uns zur Nachfolge Jesu und damit auf den Weg der Seligkeit ein. In dem Maße, in dem wir sein Angebot annehmen und uns – jeder seiner Lebenssituation entsprechend – in seine Nachfolge stellen, können auch wir an seiner Seligkeit teilhaben. Mit ihm wird das Unmögliche möglich und geht sogar ein Kamel durch ein Nadelöhr (vgl. Mk 10,25); mit seiner Hilfe, nur mit seiner Hilfe, ist es uns gegeben, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist (vgl. Mt 5,48).

Liebe Brüder und Schwestern, wir treten nun in das Herzstück der Eucharistiefeier ein, die Ansporn und Nahrung für die Heiligkeit ist. Gleich wird Christus auf erhabenste Weise gegenwärtig werden. Er ist der wahre Weinstock, mit dem die Gläubigen auf Erden und die Heiligen im Himmel wie Reben verbunden sind. Die auf Erden pilgernde Kirche wird daher mit der Kirche, die in der Herrlichkeit triumphiert, in noch engerer Gemeinschaft stehen. In der Präfation werden wir verkünden, dass die Heiligen für uns Fürsprecher und Vorbilder sind. Bitten wir sie, uns zu helfen, sie nachzuahmen, und bemühen wir uns, auf den Ruf Gottes hochherzig zu antworten, so wie sie es getan haben. Bitten wir besonders Maria, Mutter des Herrn und Spiegel aller Heiligkeit. Sie, die Ganzheilige, mache uns zu treuen Jüngern ihres Sohnes Jesus Christus! Amen.

„Ich bin sicher, dass ich recht handle“

Erwägungen angesichts des Todes – ausgewählt von Anton Ziegenaus

Folgender Ausschnitt aus einem Brief, von Thomas Morus im Gefängnis an seine Tochter Margaret geschrieben, ist eine sehr ehrliche, und gläubig realistische Erörterung angesichts der möglichen Hinrichtung. Der Brief kann in vielerlei Hinsicht klärend wirken: Die Entschiedenheit, vor dem Gewissen und seelisch keinen Schaden zu nehmen; die Güte im Denken gegenüber dem König; die Erwägungen, lieber für eine gute Sache als später einen natürlichen Tod zu sterben; das Gebet als Zuflucht gegen die Angst; die innere Ergebenheit; die Sorge, dass alle das Heil bewahren.

Thomas Morus schreibt: „Nun habe ich seitdem erfahren, dass manche sagen, diese meine störrische Art, dass ich den Eid noch immer verweigere, würde des Königs Gnaden vielleicht dazu treiben und zwingen, ein neues Gesetz für mich zu machen. Ich kann es nicht verhindern, dass ein solches Gesetz gemacht wird. Aber ich bin sehr sicher, wenn ich nach einem solchen Gesetze stürbe, so stürbe ich in diesem Punkte vor Gott als Unschuldiger. Und trotzdem ich, gute Tochter, glaube, dass Gott, der die Herzen der Könige in seiner Hand hat, es niemals zulassen wird, dass ein so gnädiger Fürst und so ehrenwerte Männer, wie

„Deinen Gläubigen, o Herr, wird das Leben gewandelt, nicht genommen. Und wenn die Herberge der irdischen Pilgerschaft zerfällt, ist uns im Himmel eine ewige Wohnung bereitet“ (Präfatation von den Verstorbenen). KKK 1012

sie im Parlamente sind, ein so ungerichtetes Gesetz machen, wie dieses es wäre, so habe ich doch diesen Punkt nicht unbedacht gelassen, sondern habe öfter als einmal, bevor ich hierhin kam, sowohl diese Gefahr, wie auch alle andern, die mich wegen der Verweigerung des Eides in Gefahr des Lebens bringen könnten, in meinem Sinne erwogen und in Rechnung gestellt. Und obwohl ich dabei fand, dass ich viel weltlicher gesinnt sei, und dass mein Fleisch vor Schmerz und Tod mehr zurückschrecke, als es einem gläubigen Christen ziemt, so sagte mir mein Gewissen in diesem Falle doch, dass die Rettung meines Leibes den Untergang meiner Seele bedeuten würde. Ich danke jedoch dem Herrn, dass in diesem Widerstreit zum Schlusse der Geist die Herrschaft gewann, und dass die Vernunft mit Hilfe des Glaubens erkannte, wenn ich ungerecht getötet würde, weil ich recht gehandelt habe (und ich bin sicher, dass ich recht handle, wenn ich mich weigere, den Eid gegen mein Gewissen zu schwören, da mein Gewissen so beschaffen ist, dass ich nicht auf das Heil meiner Seele verpflichtet bin, es zu ändern, möge mein Tod nun ohne Gesetz oder unter dem Anschein der Gesetzlichkeit über mich kommen), so sei dies der Fall, in dem ein Mensch den Kopf verliert, ohne Schaden zu erfahren, vielmehr statt des Schadens unschätzbare Wohltaten von der Hand Gottes.

Und ich danke dem Herrn, Meg, dass ich, seitdem ich hierher kam, jeden Tag den Tod weniger fürchte. Denn wenn man auch viele seiner Jahre auf dieser Welt verliert, so ist es doch eine mehr als vielfache Entschädigung, dass man dafür um so eher in den Himmel kommt. Und wenn es auch schmerzhaft ist, aus voller Gesundheit zu sterben, so kenne ich doch wenige, die an einer Krankheit



„Ich sterbe als treuer Diener des Königs. Aber zuerst bin ich Diener Gottes!“

leicht sterben. Und schließlich bin ich sicher: sollte die Zeit kommen, die, weiß Gott, bald kommen kann, dass ich krank auf meinem natürlichen Sterbebett liege, dann werde ich meinen, Gott hätte viel für mich getan, wenn er mich durch den Vorwand eines solchen Gesetzes hätte sterben lassen. Und deshalb sagt mir meine Vernunft, dass es Torheit wäre, wollte ich bedauern, so zu sterben, wie ich es nachher wünschen würde. Außerdem kann ein Mensch auch mit weniger Dankbarkeit gegen Gott und mehr Gefahr für seine Seele ebenso gewaltsam und ebenso schmerzhaft durch viele andere Zufälle, zum Beispiel durch Feinde oder Räuber, sterben.

Und deshalb also, meine gute Tochter, versichere ich Dir, dass der Gedanke daran mich, Gott sei Dank, jetzt gar nicht mehr betrübt, wenn er mich auch früher betrübt hat. Trotz allem aber kenne ich meine eigene Schwäche und weiß, dass St. Peter, der sich viel weniger fürchtete als ich, kurz darauf doch in Furcht verfiel und auf das Wort eines einfachen Mädchens unsern Heiland verriet und verschwor. Und deshalb, Meg, bin ich nicht so töricht, dass ich mich verbürgen würde, stehen zu bleiben. Aber ich werde beten – und ich bitte Dich, meine gute Tochter, mit mir zu beten –, Gott, der mir diesen Sinn gegeben hat, möge mir die Gnade geben, ihn zu behalten.

Und nun habe ich Dir, meine gute Tochter, das Geheimnis meines Herzens enthüllt, seine Bestimmung aber stelle ich einzig der Güte Gottes anheim, und zwar so gänzlich, dass ich Dir, Margret, versichern kann, dass ich Gott nie gebeten habe, mich von hier fortzubringen oder mich vor dem Tode zu bewahren, sondern ich habe alles Seinem Gefallen anheimgestellt, denn Er weiß besser als ich, was das Beste für mich ist. Auch sehne ich mich nicht, seit ich hierher gekommen bin, aus dem Verlangen nach meinem eigenen Hause oder aus Freude an ihm, es wieder zu betreten; nur wäre ich manchmal froh, mit meinen Freunden sprechen zu können, besonders mit meiner Frau und

„Jesus, der Sohn Gottes, hat für uns freiwillig den Tod erlitten, in einer völligen und freien Unterwerfung unter den Willen Gottes, seines Vaters. Durch seinen Tod hat er den Tod besiegt und so allen Menschen den Zugang zum Heil erschlossen.“ KKK 1019

mit Dir, die ihr für mich sorgt. Aber da Gott es anders gefügt hat, befehle ich alles gänzlich Seiner Güte und schöpfe täglich großen Trost daraus, dass ich Euch so liebevoll und friedlich miteinander leben sehe; ich bitte unsern Herrn, Ihr möget so weiterleben. Und nun, meine gute Tochter, will ich Dich zum Schluss noch einmal daran erinnern: Wenn ich auch, sollte der Notfall eintreten, dem Herrn für den Frieden und Trost danke, den mein Herz jetzt hat und, wie ich von Gottes Güte erhoffe, durch seine Gnade auch behalten wird, so vertraue ich doch darauf, dass Gott des Königs Sinn so fügt und lenkt, dass sein edles Herz und sein edler Sinn meinem treuen Herzen und Dienste nicht mit einem solchen äußerst ungerechten und unbarmherzigen Handeln vergilt, nur aus Zorn, weil ich nicht so denken kann wie andere. Aber ich will als sein treuer Untertan leben und sterben und will getreulich für ihn beten, hier wie in der anderen Welt.

Und nun, meine gute Tochter, grüße mir mein Ehegemahl und alle meine Kinder, Männer, Frauen und alles, mit all Euren Kinderchen und Euren Wärterinnen, und alle Mädchen und alle Diener und alle unsere Verwandten und alle unsere Freunde draußen. Und ich bitte unsern Herrn, ihnen allen das Heil zu schenken und sie darin zu bewahren. Und ich bitte sie alle, für mich zu beten, und ich werde für sie beten. Und Sorge Dich nicht, was Du auch hören mögest, sondern freue Dich in Gott.“

(aus: Die Briefe des Heiligen Thomas More aus dem Gefängnisse, übertragen und eingeleitet von Karlheinz Schmidhüs, Freiburg/Br. 1938)



Augustinus mit seiner Mutter Monika in Erwartung der ewigen Herrlichkeit.

Erzbischof Stephan Burger:

„Lassen wir uns die Hoffnung nicht nehmen“

Die christliche Botschaft als Antwort auf die Fragen des modernen Menschen

Sehr geehrte Damen und Herren, ein Blick in die Gegenwart zeigt, dass es schwieriger zu werden scheint, sich die Hoffnung nicht nehmen zu lassen. *Die politischen Verhältnisse im Nahen und Mittleren Osten geben vielen Menschen Anlass zur Sorge und Angst. *Mancher sieht sich vor einem angeblich herannahenden Islamismus bedroht. *Die Themen um die richtige Flüchtlingshilfe und Integration stehen mehr oder weniger verdrängt, aber nicht gelöst, nach wie vor zur Debatte. Papst Franziskus hat mit seiner Reise nach Lesbos eigens darauf hingewiesen. *Die vielfältigen politischen und ökonomischen Probleme in Afrika werden weiter zur Tagesordnung gehören, ebenso werden uns die ökologischen Fragestellungen weltweit weiter beschäftigen.

Und selbst im innerkirchlichen Bereich tun wir uns schwer, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Wir erleben es ja in unseren Diözesen und Pfarreien, wie das Gemeindeleben sich verändert. Die pastoralen Räume werden größer. Die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher ist in den vergangenen Jahrzehnten rapide gesunken. Die Zahl der Berufungen, sei es für Weltpriester wie Ordensleute, geht in unseren Breiten drastisch zurück. Hauptamtliche pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen, junge Menschen für einen kirchlichen Beruf zu begeistern, wird schwerer. Und die, die sich an der pastoralen Basis mühen, haben das Gefühl im wahrsten Sinne des Wortes mit „fortlaufendem

Erfolg“ die Frohbotschaft zu verkünden. Menschliches Versagen und Frust führen dazu, dass die Botschaft Jesu durch die Verkünder an Strahlkraft verliert.

In der gesellschaftlichen Debatte verliert die Kirche ebenfalls an Gewicht. Sie ist nicht mehr der alleinige „Sinnanbieter“. In Glaube und Religion sehen manche eher eine Bedrohung als Lebenshilfe. Gerne wird dabei auf gelebte Extreme, auf Extremismus jeglicher Art, hingewiesen, oder auf das Fehlverhalten von Amtsträgern, das dem Ansehen der Kirche auf dramatische Weise geschadet hat. Das Stichwort „Missbrauch“, um nur eines zu nennen, mag da schon genügen. Andere betrachten religiöses Denken und Empfinden eher mit Gleichgültigkeit und haben sich aus der Diskussion bereits verabschiedet, gemäß dem Motto: Bei denen ändert sich sowieso nichts.

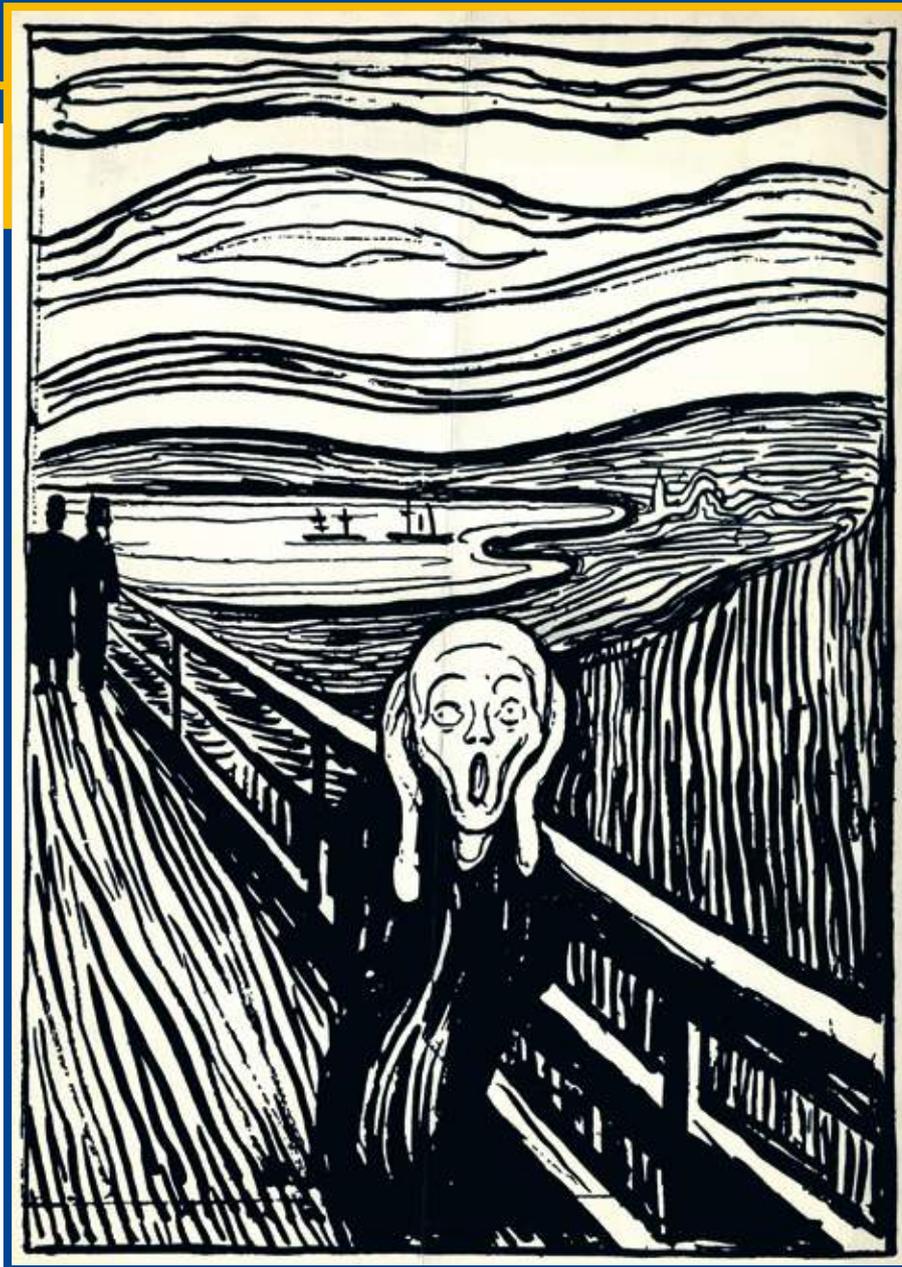
Innerkirchliche Strömungen bringen in die Vielfalt der Medien so manche Auseinandersetzung mit ein und zeichnen damit für Außenstehende eher ein kirchliches Bild der Zerrissenheit und nicht unbedingt der Einheit und des Friedens. Manche mahnen unermüdlich einen Reformstau der Kirche an, die als die ewige Gestrige die Menschen nicht mehr erreiche. Andere sehen Tradition und Glaube in Gefahr, ja schon dem Zeitgeist geopfert.

Wer Kirche nur so wahrnimmt, kommt ins Grübeln, ob die christliche Botschaft noch eine Antwort auf die Fragen des modernen Menschen



geben kann. Denn die christliche Botschaft trifft ja nicht in „Reinkultur“ auf die moderne Gesellschaft, sondern durch ganz konkrete Menschen und Handlungsweisen. Und die christliche Botschaft trifft auf Menschen, die ihrerseits geprägt, belastet, irritiert, suchend und fragend oder auch kategorisch jedweder Botschaft ablehnend gegenüberstehen.

Neben dem gerade Benannten beschreibt der Soziologe Professor Dr. Heinz Bude in seinem viel diskutierten Buch mit dem programmatischen Titel „Gesellschaft der Angst“ in vielen kleinen Alltagsbeobachtungen die vielfältigen Ängste, die die Menschen in unserer Gesellschaft gerade umtreiben: etwa soziale Abstiegsängste, die keinesfalls auf den Mittelstand beschränkt sind; oder die weitverbreitete Angst vor einem Versagen, die aus dem Zwang zu „Selbsterfindung“ und „Selbst-Optimierung“ herrührt: Ständig ist man demnach mit der Angst konfrontiert,



„Der Schrei auf der Brücke von Edvard Munch drückt die Verzweiflung des Menschen ohne Gott aus.“

ob der eigene Wille reicht, die eigene Geschicklichkeit passt, das eigene Auftreten überzeugt. Versagensangst rührt aber offenkundig und häufig ebenso aus den immer höheren Anforderungen, mit denen viele von uns an ihrem Arbeitsplatz konfrontiert sind.

Für Bude ist dabei dieses so weitverbreitete Grundgefühl der Angst ausgerechnet das Gefühl, das unsere Gesellschaft verbindet, vielleicht sogar das letzte verbindende Gefühl überhaupt.

Das Buch „Gesellschaft der Angst“ hat Bude im Jahr 2014 veröffentlicht. Also noch bevor das Stich-

wort „Angst“ die Schlagzeilen und Titel unzähliger Talkshows, Medienberichte und Kommentare gerade im letzten Jahr dominierte – in den täglichen Diskussionen um den richtigen Umgang mit den vielen Menschen, die aus unterschiedlichen Notlagen zu uns fliehen, und in den Diskussionen um die Bedrohung durch einen weltweit agierenden islamistischen Terrorismus.

Interessant ist die Begründung, die der Soziologe gibt für diese weitverbreiteten Ängste. Denn es ist ja an sich schon erstaunlich: Dass so viel Angst herrscht, ausgerechnet in einem Land, dem es doch wirtschaft-

lich so gut geht, in dem wir in so stabilen politischen Verhältnissen leben und wirklich in großer Sicherheit, gerade wenn wir das im weltweiten Vergleich sehen – wenn Sie mir erlauben, das als Bischof zu sagen, der zugleich für Misereor zuständig ist.

Bude schreibt: „Die Angst kommt daher, dass alles offen ist, aber nichts ohne Bedeutung ist. Man glaubt, in jedem Moment mit seinem ganzen Leben zur Disposition zu stehen. Man kann Umwege machen, Pausen einlegen und Schwerpunkte verschieben; aber das muss einen Sinn machen und zur Vervollkommnung des Lebenszwecks beitragen. Die Angst, einfach so dahinzuleben, ist schwer ertragbar. Angststress ist Sinnstress, von dem einen kein Staat und keine Gesellschaft erlösen kann.“

Jüngst hat Bude mit einem weiteren Buch sozusagen „nachgelegt“. Meines Erachtens kann auch dieses uns gut helfen, die Fragen der Menschen unserer Zeit besser zu verstehen, denen wir unsere christliche Botschaft, vor allem eine Botschaft der Hoffnung, als Antwort „anbieten“ wollen.

Und, erlauben Sie mir bitte diese Nebenbemerkung: Sich mit den „Fragen des modernen Menschen“ auseinanderzusetzen, heißt ja auch immer schon, dass wir über uns selbst nachdenken; wir Christen sind ja Teil unserer Gesellschaft, ihrer unterschiedlichen Lebensbereiche, ihrer Rationalitäten und Kulturen.

Das neue Buch von Bude trägt wieder einen programmatischen Titel: „Das Gefühl der Welt. Über die Macht von Stimmungen“. Wieder widmet sich der Soziologe also der Stimmung in unserem Land. Und nur am Rande eine seiner interessanten Thesen: Schlechte Stimmung lässt sich offenbar nur mit anderer Stimmung auffangen, nicht unbedingt oder eher kaum mit Argumenten. Das erklärt meines Erachtens sehr gut die gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen.

In einem Interview zu diesem Buch wurde Bude gefragt, warum die Stimmung in unserem Land so schlecht ist und vor allem so gereizt. Und auch diese gereizte Stimmung, diese unübersehbare Atmosphäre des Misstrauens und der Zersplitterung, wie ich es oben schon angedeutet habe, herrscht ja nicht erst, seit dem wir um den richtigen Umgang mit der großen Zahl geflohener Menschen ringen und unsere Gesellschaft (scheinbar zum ersten Mal) vor Problemen steht, für die sie keine rechte Lösung zu haben scheint.

Die gereizte Stimmung erklärte Bude so: Es stehen sich sozusagen „zwei Stimmungslager“ gegenüber. Die einen fürchten sich, sie haben Angst beispielsweise vor einer politisch nicht mehr zu steuernden Globalisierung, die viele unserer Lebensbereiche betrifft; sie haben Angst vor einer weiteren Europäisierung, die vermeintlich nur politische Instabilität in unserem Land hervorbringt; Berufsperspektiven scheinen zunehmend verbaut, soziale Ungleichheit verschärft sich; auch die ökologische Krise wird dramatischer – und dann kommen jetzt eben auch noch die vielen Flüchtlinge dazu. Ausdrücklich betont der Soziologe dabei, dass diese Stimmung, dieses Gefühl: „Alles fährt gegen die Wand“, beispielsweise unter den Wählern aller Parteien zu finden ist. Die Wahlergebnisse und die Wahlanalysen im Nachgang zu den vergangenen Wahlen im März brauche ich hier nicht kommentieren.

Im anderen „Stimmungslager“ sieht der Soziologe die von ihm so genannten „Entdramatisierer“, also solche, die demonstrativ und unbeirrbar alles nicht so schlimm finden. Die „Entdramatisierer“ deuten demnach einfach positiv um, wovor die anderen sich fürchten, worunter sie leiden: die „Unregulierbarkeit“ und die „Unübersichtlichkeit“, die tiefgreifenden, aber scheinbar alternativen Veränderungen in unserer Ge-

sellschaft, die Auflösung vertrauter Ordnungen. Auch die unübersehbare religiöse Pluralisierung unseres Landes macht vielen Angst. Die so genannten Entdramatisierer aber reden bei alledem einfach von der großen Chance, den großen Chancen unserer Gesellschaft.

Spannend ist wiederum, was diese beiden „Stimmungslager“, die so gereizt aufeinander reagieren, verbindet: Für Bude ist es das Gefühl „der verbauten Zukunft“ oder wie er gleichfalls sagt: Es fehlt beiden Lagern an einer „positiven Idee von Zukunft“. Ich zitiere: „Die Haltung derer, die immer nur sagen: ‚Es wird schon werden‘, ist gefangen in einer Vorstellung von einer ewigen Gegenwart. Die Empörten wiederum blicken ‚apokalyptisch‘ auf die Welt.“

Sicherlich erklären solche soziologischen Theorien nicht alle Stimmungslagen und gegenwärtigen Befindlichkeiten in unserer Gesellschaft, aber nehmen wir diese Beobachtung doch durchaus einmal ernst: Dass es nämlich in unserer Gesellschaft in weiten Teilen derzeit an „positiven Ideen von Zukunft“ fehlt. Für mich hat diese These eine hohe Plausibilität.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang auch auf die „gereizte Stimmung“, auf die sich mitunter feindlich gegenüberstehenden „Stimmungslager“ eingehen, die wir leider auch in der Kirche kennen. Und

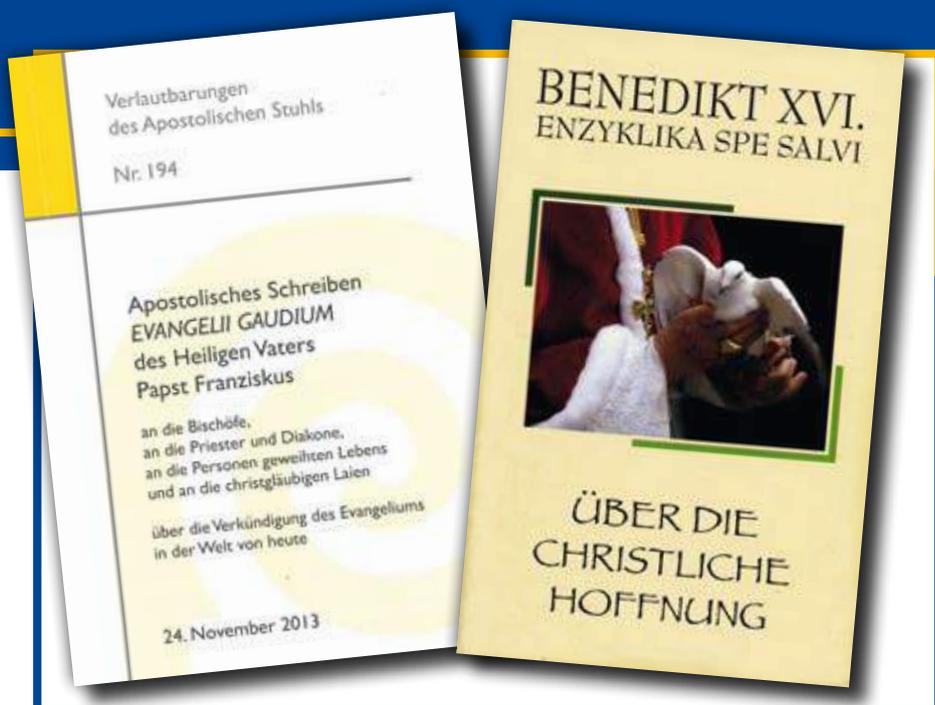
seien Sie versichert, dass mir dieses vor jedem Auditorium und den unterschiedlichsten Kreisen der Kirche ein Herzensanliegen ist:

Mich haben die Aussagen des Soziologen Heinz Bude zur „gereizten Stimmung“ in unserer Gesellschaft an eine Passage in der Enzyklika „Evangelii gaudium“ erinnert. Papst Franziskus spricht dort (im zweiten Kapitel, Nr. 76 ff.) von den „Versuchungen der in der Seelsorge Tätigen“. Diesen Versuchungen sind wir ausgesetzt, weil auch wir Christen Kinder unserer Zeit sind.

Dabei sagt Papst Franziskus beispielsweise ausdrücklich „Nein zur egoistischen Trägheit“ (Nr. 81), die uns Bischöfe, Priester und Laien bremst in der missionarischen Dynamik, weil wir die „Freude an der Mission“ nicht sehen, weil wir aus der eigener Trägheit nicht aussteigen.

Ausdrücklich warnt Papst Franziskus auch vor einem „sterilen Pessimismus“ (Nr. 84): Die Übel dieser Welt und auch die der Kirche, dürfen niemals eine Entschuldigung sein, um unseren Einsatz und unseren Eifer in der Verbreitung der Freude am Evangelium zu verringern. Wörtlich: „Unser Glaube ist herausgefordert, den Wein zu erahnen, in den das Wasser verwandelt werden kann, und den Weizen zu entdecken, der inmitten des Unkrauts wächst.“

In diesem Zusammenhang spricht unser Heiliger Vater aber auch ein



sehr deutliches „Nein zum Krieg unter uns“. Eindringlich bedauert Papst Franziskus, dass es zu viele „Kriege innerhalb des Gottesvolkes gibt“: Kriege, die aus Neid und Eifersucht, dem Streben um Macht, Ansehen und wirtschaftlicher Sicherheit geführt werden. Und ich füge hinzu: Konflikte unter uns, die aus Angst und mangelndem Gottvertrauen herrühren.

Papst Franziskus beschreibt die Ursache dieser Kriege unter uns so: Mehr als zur gesamten Kirche mit ihrer reichen Vielfalt fühlten sich dann einige Christen zu dieser oder jener Gruppe gehörig, Gruppen die sich selbst als etwas Besonderes oder etwas Anderes empfinden.

Doch was halten wir als Christen, als Kirche diesen Phänomenen entgegen? Wie sehen unsere positiven Ideen von Zukunft für uns und unsere Kirche aus?

Entsprechend bittet Papst Franziskus alle Christen, in einer Welt, die von Kriegen und Gewalt ebenso wie von einem verbreiteten Individualismus heimgesucht wird, um ein Zeugnis des Miteinanders. Und er verspricht und versichert uns: In diesem Miteinander werden wir, wird unsere Botschaft (wieder) anziehend und erhellend. Er ermutigt uns, dieses Leben, dieses Miteinander zu leben! Papst Franziskus verspricht uns: „Damit alle bewundern können, wie ihr Euch umeinander kümmert, wie ihr Euch gegenseitig ermutigt und wie ihr einander begleitet“.

Die Mahnung von Papst Franziskus, einer sehr disparaten Welt das Miteinander der Gemeinschaft der Kirche entgegenzuhalten, steht ohne Alternative. Aber genügt das schon, mit den oben beschriebenen Defiziten von Kirche und deren Zustand die große Perspektive aufzuzeigen, die Zukunft ermöglicht? Wir alle, die wir zu dieser Kirche gehören und in unterschiedlicher Weise in ihr Verantwortung übernommen und wahrzunehmen haben, wissen, dass uns weiterhin große Veränderungen ins

Haus stehen werden und dass das Miteinander in der Kirche einen wesentlichen und grundlegenden Beitrag darstellt, um die Aufgaben der Zukunft angehen zu können, nicht nur für die Kirche eines Landes, sondern weltweit.

Gegenwärtig sind wir noch daran, scheinbar alternativlos, am Bestehenden – nicht zuletzt in struktureller Hinsicht – festzuhalten. Meiner Wahrnehmung nach bewegen sich Überlegungen zur Zukunft von Kirche zwischen einer radikalen Offenheit, mit der Gefahr, den eigenen Sendungsauftrag infrage zu stellen, einerseits und der überzeugten kleinen Herde, die sich zurückzieht und sich nur noch um sich selbst kümmert, andererseits. Angst, Ängstlichkeit, Ungewissheit und Unsicherheit bestimmen deshalb bei nicht Wenigen auch das innerkirchliche Lebensgefühl, weil sich abzeichnet, dass sich mit diesen Extremen so Zukunft nicht gestalten lassen wird. Weder das Eine, noch das Andere kann m. E. dem Missionsauftrag des Herrn genügen.

Was nun? Eine konkrete und fertige Antwort bzw. eine klare Vision von einem Zukunftsbild von Kirche habe ich derzeit nicht. Was ich habe, – nein, was wir haben, ist jedoch das Fundament, das Wesen von Kirche, das die Gestalt von Kirche prägt, geprägt hat und prägen wird.

Gerade erst an Ostern hat uns Papst Franziskus eindringlich und nicht zum ersten Mal daran erinnert: „Es ist die zentrale Aufgabe der Kirche, in den von der Traurigkeit bedrückten Herzen“, bei denen die Hoffnung wieder zu wecken und wieder auferstehen zu lassen, „die Mühe haben, das Licht des Lebens zu finden“.

Und es ist diese Aufgabe, das hat Papst Franziskus ebenfalls betont, die die Kirche von anderen großen, international agierenden Einrichtungen unterscheidet, die gleichfalls eine große Zahl von Anhängern haben und durchaus nach guten Regeln leben,

die aber unfähig sind, die Hoffnung zu geben, nach der die Welt dürstet.

„Der Weg der Kirche ist der Weg gelebter Hoffnung“, heißt es schon im Würzburger Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung“, der westdeutschen Bischöfe, der vor über 40 Jahren verabschiedet wurde. Und wenige Zeilen später werden wir gemahnt, dass die Welt keine „Verdoppelung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion“ braucht. So hat Papst Franziskus in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag und mit Blick auf das vergangene Jahr 2015, diesem Jahr der Kriege und des Terrors, aufgerufen, die Hoffnung auf eine bessere Welt nicht fallen zu lassen, und uns ermutigt, die Hoffnung auf eine bessere Welt unbeirrt zu verkünden.

Gerade in dieser aktuellen Situation aber müssen wir uns selbstkritisch fragen, ob wir dieser so zentralen Aufgabe hinreichend gerecht werden. Wir müssen uns fragen lassen und müssen uns selbst fragen, warum wir mit unserer von Gott geschenkten Botschaft der Hoffnung so wenig durchdringen: so wenig durchdringen in der „Gesellschaft der Angst“, in dieser „gereizten Stimmung“? Warum wir offenbar kaum durchdringen in dieser gegenwärtigen Atmosphäre des Misstrauens und der Zersplitterung, in einer Situation, die sich vor allem durch das Fehlen „positiver Ideen von Zukunft“ auszeichnet? Warum lassen wir uns beim Blick auf die gegenwärtige Situation lähmen, wie das Kaninchen angesichts der Schlange?

Dabei sollten wir uns vielleicht zu allererst fragen, ob wir in der kirchlichen Verkündigung oder auch in der Theologie in den letzten Jahren oder auch Jahrzehnten zu wenig von der christlichen Hoffnungsbotschaft geredet haben, das Thema „Hoffnung“ auf der theologischen und kirchlichen Agenda vernachlässigt wurde.

Haben wir den so starken Impuls von Papst Benedikt XVI. angemessen aufgenommen, der ja mit seiner



„Was seid ihr verzagt, ihr Kleingläubigen?“. Matt. 8,26

zweiten Enzyklika „Spe salvi“ gerade hier einen ganz starken Akzent gesetzt hat und uns eine so eindringliche Meditation über die göttliche Tugend der Hoffnung geschenkt hat. Gerade durch eine so kundige Auseinandersetzung mit der Umwandlung des christlichen Hoffnungsglaubens vor allem in die Wissenschaftsgläubigkeit der Neuzeit, durch die Auseinandersetzung mit der neuzeitlichen Selbstermächtigung des Menschen unter dem Banner einer von Gott gelösten Freiheit und Vernunft.

Papst Benedikt hat uns daran erinnert, dass es über den kleineren oder größeren Hoffnungen, die das alltägliche Leben der Menschen leiten, Gott als die große Hoffnung braucht, und daran, dass gerade das Beschenktwerden zur Hoffnung gehört: „Gott ist das Fundament der Hoffnung“ (Nr. 31). All unsere irdischen Hoffnungen greifen zu kurz. Hoffnung im

tiefsten und eigentlichen Sinn gibt es nur im Glauben an Gott – und zwar im Glauben an einen liebenden Gott.

Und Papst Benedikt XVI. mahnt in „Spe salvi“, Hoffnung immer neu einzuüben: im Gebet, in der Auseinandersetzung mit dem Leid der Welt, mit der Frage nach Gerechtigkeit, nach dem Gericht Gottes. Haben wir diese Mahnung wirklich ausreichend beherzigt?

Selbstkritisch sollten wir uns auch prüfen, ob unser gelebtes Zeugnis der Hoffnung nicht auch geschmälert und verdunkelt wird, weil uns manchmal auch als Kirche die Angst so im Griff hat: die Angst, alles könnte uns verloren gehen oder „gegen die Wand fahren“. Sind wir aus Angst, etwa vor Veränderungen in der Kirche, aus Sorge um ihren Fortbestand nicht oft auch eher Zeugen mangelnden Gottvertrauens und nicht lebendige Zeugen der Hoffnung? Verfallen wir in

eine passive oder defensive Haltung, aus Angst, etwas zu verlieren?

Hätte nicht schon der Herr beim Sturm auf dem See seine Jünger gefragt: Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr noch keinen Glauben?! (Mk 4, 40) Dabei sollten wir es besser wissen, die wir in der Zeit nach Ostern leben!

Wir wissen, dass die Kirche als Glaubensgemeinschaft in dieser Welt Veränderungen unterworfen ist, weil der Glaube in die jeweilige Zeit und für die jeweiligen Menschen zu übersetzen und verständlich zu machen ist, damit er dem Leben dienen kann.

Dabei will ich jetzt ganz sicherlich nicht der „Entdramatisierer“ sein, der eine fraglos schwierige Zeit der Kirche, einfach nur positiv umdeuten will. Aber uns ist doch die positivste Idee unserer Zukunft geschenkt! Und wir dürfen doch darauf vertrauen,

dass Christus auch in dieser Zeit mit seiner Kirche ist.

Wir wissen doch, im Evangelium verankert, dass die Pforten der Unterwelt sie nicht überwältigen können. Schon allein die Geschichte lehrt uns, dass es stets ein Auf und Ab in der Kirche gegeben hat, dass diese Kirche aber dennoch ihren Weg durch die Zeiten gegangen ist. Wer von uns wollte – bei aller nicht einfachen Situationsbeschreibung der Gegenwart – die Situation der Kirche im III. Reich neu durchleben? Wer von uns würde sich denn die Auseinandersetzungen zurück wünschen, mit denen die Kirche in der Zeit des Kulturkampfes konfrontiert war? Wer wollte die Zeit einer Säkularisierung neu durchleiden, die Zeit der Revolutionen, der Religionskriege im Zuge der Reformation usw. Wir kön-



nen beliebig weiter in der Geschichte zurückgehen. Die heile Welt einer Volkskirche hat es so nie gegeben.

Wie formulierte es einmal der Schriftsteller und Journalist Chesterton im Blick auf die vielfältigen Auseinandersetzungen treffend: Schon oft ist die Kirche vor die Hunde gegangen, doch stets war es der Hund, der starb!

Die Kirche ist eine Gemeinschaft die lebt, die göttliches Leben in sich trägt, so wie es jeder Getaufte tut. Dieses göttliche Leben ist unbesiegtbar, ist ewig, weil der ewig ist, von dem dieses Leben ausgeht. Es gilt, für einen jeden einzelnen von uns, sich für dieses Leben bewusst zu entscheiden. Das aber bedeutet nicht, dass die äußere Gestalt der Kirche unwandelbar wäre. Sie ist wandelbar, wie wir wandelbar sind. Dazu gilt es, sich von Gott selbst wandeln zu lassen. Ist doch die Wandlung der zentrale Kern unseres Glaubens, den wir in der Eucharistie feiern. Wandeln lassen dahingehend, dass immer mehr Himmel und weniger Erde unser Leben bestimmt.

Gerade erst haben wir Ostern gefeiert und dabei vor allem gefeiert, dass wir eine im Glauben begründete Hoffnung, eine „positive Idee von Zukunft“ haben. Für uns ist diese Idee oder sagen wir besser, diese Wirklichkeit von Zukunft die positivste, die man überhaupt haben kann: Die Hoffnung auf eine ganz und gar von Gott umfangene Zukunft, eine Zukunft bei Gott, eine Zukunft in der Gemeinschaft mit Jesus Christus.

Und diese Zukunft ist für uns auch nicht erst in eine ferne Zukunft hineingedacht oder hinein geglaubt, sondern sie beginnt bereits im Hier und Jetzt unseres irdischen Lebens. Wir sind uns bewusst und feiern dies, dass Gott selbst uns diese Hoffnung geschenkt hat. „Der Gott unseres Glaubens ist der Grund unserer Hoffnung, nicht der Lückenbüsser für unsere Enttäuschungen“, heißt

es im Beschluss „Unsere Hoffnung“ der damaligen Würzburger Synode. Und wir glauben und feiern, dass der Gott unseres Glaubens inmitten unserer Ratlosigkeit, in Bestürzung und Enttäuschung gegenwärtig ist. Auch wenn darauf zu vertrauen keine einfache Sache ist und sich nicht wenige Menschen angesichts des Leidens und der Not in dieser Welt die Frage stellen, warum Gott dies alles geschehen lässt. Sich von Christus in der gegenwärtigen Situation trotz allem herausfordern lassen, ist das Entscheidende! Darauf zu vertrauen, dass er unsere Wege begleitet, auch durch alle dunklen Schluchten und Täler der Ungewissheit hindurch. Dazu hat er uns seinen Stock und seinen Stab gegeben, wie es im Ps 23 heißt, der für uns Zuversicht ist, Stock und Stab, den wir im Kreuz Jesu Christi erkennen, an dem wir uns unablässig aufrichten und emporziehen können. Sein Kreuz als Zeichen der Erlösung, als Stütze, als Krücke auf der Wanderung durch Welt und Zeit.

Wenn auch keiner die Zukunft kennt und mit Bestimmtheit sagen kann, wie sich Gesellschaft und Kirche wirklich noch weiterentwickeln werden, so darf das Eine und Grundlegende für uns als Christen nie aus dem Blickfeld geraten, nämlich unser von Gott geoffenbarter Glaube, unsere Beziehung zu Jesus Christus.

So bin ich tief überzeugt, dass wir im Miteinander der Glaubenden lebendige Zeugen der Hoffnung sein können und sind: Zeugen für eine Hoffnung, die keine Illusion ist und keine billige Vertröstung, sondern eine Hoffnung, die aus der persönlichen Beziehung zu Christus rührt; aus der persönlichen Beziehung zu Christus, die Kraft gibt und Mut schenkt, und die uns befähigt unser Leben und Zusammenleben ganz in seinem Sinne zu gestalten. Leben wir selbst aus den Begegnungen mit dem auferstandenen Herrn, der sich uns im Evangelium offenbart, der sich im Empfang der Sakramente, ange-

fangen mit der **Taufe**, auf besondere Weise zuwendet und uns in sein Erlösungswerk hinein nimmt.

Leben wir aus der Versöhnung und Barmherzigkeit, die uns der Herr im **Bußsakrament** schenkt und uns befähigt, ebenfalls Versöhnung und Barmherzigkeit zu schenken.

Leben wir aus dem Hl. Geist, der uns in der **Firmung** besonders zu Teil wurde! Leben wir aus der Gnade, die uns, sei es durch das Sakrament der **Ehe** oder der **Weihe**, zuteil geworden ist.

Leben wir aus dem Gebet und der Anbetung, die uns tiefer in das Geheimnis der göttlichen Gegenwart einführt.

Vertiefen wir uns jedes Mal neu bei der Feier der **hl. Eucharistie** in das Geheimnis seiner göttlichen Liebe.

Nicht zu vergessen das Sakrament der **Krankensalbung**, das uns auch in den extremen Situationen des Lebens die Kraft und Barmherzigkeit Gottes zusagt.

Leben wir, was wir auf vielfältige Weise empfangen dürfen.

Und so vermag uns Christus über seine selbst erlittene und durchlebte Angst am Gründonnerstag und Karfreitag hinzuführen in seinen österlichen Sieg, in sein österliches Licht, das uns daran erinnern will, dass wir uns – bei allem, was auf uns zukommt, – nicht zu fürchten brauchen, weil seine Zusage gilt, alle Tage bei uns zu sein.

Wenn wir Jesu Wort ernst nehmen, wenn wir uns von ihm führen und leiten lassen, wenn sein Evangelium wirklich Maßstab unseres Lebens ist, wächst daraus auch das Vertrauen im Umgang mit dem anderen, mit dem Nächsten, der sein Leben ebenfalls in Christus verwurzelt und verankert, ja gegründet sieht.

Unser Glaube an Christus vermag nicht ohne Weiteres das Äußere, das Sichtbare unserer Welt zu verändern oder Menschen um uns herum oder die politischen Verhältnisse oder das Elend vieler.



Dieser Glaube mag aber zuallererst uns selbst zu verändern und dadurch unser Verhältnis zum Fremden, zum anderen, der mir zum Nächsten wird. Und er hilft mir, auch dem, der nicht meiner Meinung und Auffassung ist, so zu begegnen, dass ich in ihm immer noch Christus erkenne, diesen Christus, der sich für mich hingegen hat. So will Christus durch unsere Mitwirkung die Welt gestalten.

Und vieles geschieht hierbei nicht einfach offenkundig sichtbar auf der weltpolitischen Bühne, so dass wir es mit jeder Nachrichtensendung gleich sehen könnten, sondern vieles geschieht im Verborgenen, aber deswegen nicht weniger wirkungsvoll!

Sich diesem Glauben zu stellen, ist ein gewaltiger, ein großer Anspruch, der nicht in persönlicher Anstrengung gipfelt, als ob ich dies selbst erreichen könnte, sondern in der von Christus geschenkten Liebe. Diese seine Liebe ist Ausgangspunkt und Erfüllung dessen, wie ich lebe und was ich wie tue.

Mehr und mehr gewinnt die Aussage einer hl. Theresia von Avila Bedeutung für mein persönliches Leben und Wirken: Sie kennen alle diese Zusage:

Nichts soll Dich ängstigen, nichts dich erschrecken. Alles geht vorüber. Gott allein bleibt derselbe. Alles erreicht der Geduldige, und wer Gott hat, der hat alles. Gott allein genügt!

Oder um es mit dem Hymnus auszudrücken, den uns die Kirche regelmäßig in der ersten Sonntagskomplet an die Hand gibt:

Christus, göttlicher Herr, dich liebt,
wer nur Kraft hat zu lieben,
unbewusst, wer dich nicht kennt,
sehnsuchtsvoll, wer um dich weiß.
Christus, du bist meine Hoffnung,
mein Friede, mein Glück, all mein Leben;

Christus, dir neigt sich mein Geist;
Christus, dich bete ich an.
Christus, an dir halt ich fest
mit der ganzen Kraft meiner Seele;
Dich, Herr, lieb ich allein, suche dich,
folge dir nach.

Auf dieser Grundlage, in diesem Glauben fest verwurzelt, haben wir keinen Grund, uns die Hoffnung nehmen zu lassen:

- die Hoffnung auf ein gutes Miteinander,
 - die Hoffnung auf eine bessere Welt,
 - die Hoffnung, dass der Herr in und mit seiner Kirche ist,
 - die Hoffnung auf Erlösung und auf ein Leben in der vollendeten Gemeinschaft Gottes.
- Beten wir auch in diesem Sinne füreinander und miteinander!
Ja, lassen wir uns die Hoffnung nicht nehmen!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



P. Andreas Hirsch FSSP:

Die heilige Messe

Vorbilder und Vermächtnis des Herrn

Mit diesem Artikel werden wir eine kleine Serie starten, die sich mit der heiligen Messe und ihren Riten beschäftigen wird.

Zunächst wollen wir auf die biblischen Grundlagen des heiligen Messopfers eingehen. Dafür ist es notwendig, eine kurze Definition der heiligen Messe vorzuschicken: Die heilige Messe ist die unblutige sakramentale Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers Jesu Christi, das dieser als der ewige Sohn aus gehorsamer Liebe dem Vater ein für allemal dargebracht hat, um uns sündige Menschen wieder mit Gott zu versöhnen.

Wir finden schon im Alten Testament Vorbilder für das heilige Messopfer. Abel brachte dem Herrn ein Opfer von seiner Schafherde dar und der „Herr schaute mit Wohlgefallen auf Abel und sein Opfer“ (Gen 4,4). Abel hat im Gegensatz zu Kain eine reine Gesinnung, was bei jedem Opfer die Grundlage ist. Es ist wichtig, dass wir die absolute Oberhoheit Gottes in Liebe anerkennen und uns Ihm ganz schenken, indem wir Ihm unseren Eigenwillen abgeben. Ihm verdanken wir alles, ohne Ihn sind wir nichts. Gott ist das reine Wohlwollen und die reine Liebe. Melchisedek, der Priester des Höchsten Gottes (Gen 14,18; Ps 110,4) bringt Brot und Wein als Opfergabe (Hebr 5-7). Der Zusammenhang zur heiligen Messe ist offensichtlich: Die Opfergaben Brot und Wein werden verwandelt in Jesu Leib und Blut. Abraham ist bereit, Gott seinen einzigen Sohn Isaak als Opfer darzubringen, was Gott verhindert (Gen 22). Gott selbst wird diese Liebestat in seinem einzigen Sohn Jesus Christus vollbringen (Joh 3,16), um uns von unseren Sünden zu erlösen.

Vor dem Paschafest schlachten die Juden in Erinnerung an die Befrei-

ung aus der Knechtschaft Ägyptens die Paschalämmer. Das Paschalamm muss fehlerlos sein. Es gibt sein Leben für die Befreiung des Volkes und wird so zum Vorbild für Jesus Christus, der zur Stunde der Schlachtung der Paschalämmer gekreuzigt wird und sein Leben zur Erlösung der Menschen hingibt. Im Buch Levitikus erteilt Gott, der Herr, dem Mose Vorschriften für die darzubringenden Opfer, das alttestamentliche Priestertum und den Gottesdienst (Lev 1-8). Der Prophet Maleachi (Malachias) prophezeit im Auftrag Gottes ein nie endendes, reines Opfer (Mal 1,10f; 11,1), das im Kreuzes- und Messopfer Christi seine Erfüllung findet. Nur Er ist als der ewige Sohn in der Lage, sich dem Vater im Heiligen Geist vollkommen hinzugeben, denn Gott ist die Liebe (1 Joh 4,8.16). Das Kreuzesopfer findet seine ewige Fortsetzung im Himmel und ist grundgelegt in der ewigen dreifaltigen göttlichen Liebe. Die Offenbarung des Johannes schreibt vom geschlachteten Lamm (Offb 5), was sich auf Jesus Christus, das Lamm Gottes, und sein Opfer am Kreuz bezieht.

Jesus selbst kündigt immer wieder sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung (vgl. etwa Lk 9,23-27; Mt 20,17-19) als Opfer für die Vielen zur Vergebung der Sünden an (Mk 10,45). Darauf werden wir noch genauer eingehen. Ein Vorbild im Neuen Testament für die heilige Messe finden wir in der wunderbaren Brotvermehrung (Mt 14,21-31; 15,32-39). Niemand, der zu Jesus mit ehrlichem Herzen und Reue über seine Sünden hinzutritt, wird abgewiesen. In seiner Eucharistischen Rede (Joh 6,48ff) bezeichnet Jesus sich als das Brot des Lebens, dessen Genuss ewiges Leben bringt: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben,

und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag“ (Joh 6,54). Diese Worte Jesu fordern heraus und verlangen absoluten Glauben. Jesus erfüllt sein Versprechen beim Letzten Abendmahl, am Kreuz und in der heiligen Messe.

In den bisher beigebrachten Schriftzeugnissen steht das Opfer als ein Gott mit reiner Liebesgesinnung dargebrachtes Geschenk im Mittelpunkt. Von menschlicher Seite ist dabei zu beachten, dass wir dieses Geschenk aus den Gaben zurückgeben, die wir von seiner Güte schon zuvor empfangen haben, wobei uns unser Hochmut und Stolz oft stört. Kleine Kinder haben es da einfacher. Sie machen voller Freude ihren Eltern kleine Geschenke, die sie aus den Dingen auswählen, die sie von ihren Eltern bekommen haben. Im Messopfer bringt der Priester, die Kirche und die Gläubigen Jesus Christus dem Vater im Heiligen Geist als lebendiges Liebesopfer dar. Im Unterschied zum Kreuzesopfer, auf das sich jedes Messopfer bezieht, ist diese Hingabe unblutig. Christus ist Opfergabe, Opferpriester – vertreten durch seinen geweihten Priester – und Opferaltar (vgl. Hebr 7-9). Deshalb werden unsere Altäre feierlich geweiht und immer wieder mit Weihrauch in den heiligen Messen geehrt.

Es gibt in der heiligen Messe viele Ähnlichkeiten in den Zeremonien mit dem jüdischen Tempelkult. Durch das Zerreißen des das Allerheiligste abschirmenden Tempelvorhangs beim Tod Jesu (Mt 27,51) ging der jüdische Tempelgottesdienst in das Kreuzes- und Messopfer Jesu Christi über. Im Stundengebet (Brevier), das auf die heilige Messe hingebunden ist, beten wir die alttestamentlichen Psalmen wie die Apostel im Tempel zu Jerusalem, bevor dieser durch die Römer zerstört wurde. Stellen in der heiligen

Schrift bei Paulus (Röm 1,25), die sich gegen den Kult äußern, beziehen sich auf den heidnischen Götzendienst.

Jetzt werden wir noch genauer auf das freiwillige Opfer Jesu Christi am Kreuz eingehen, das in der heiligen Messe gegenwärtig gesetzt wird. „Deshalb liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingabe, um es wieder zu nehmen. Niemand entreißt es mir, sondern ich gebe es aus freiem Willen hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen“ (Joh 10,17f). Jesus ist also kein willenloses Opfer der Hohenpriester und der Römer. Noch im Ölgarten stürzen die Häscher zu Boden, als Jesus ihnen sagte „Ich bin es“ (Joh 18,6). „Ich bin es“ ist die Übersetzung des Gottesnamen Jahwe, den Jesus als wahrer Gott, der eins mit dem Vater ist (Joh 10,30), zu Recht gebraucht. Jesus stirbt freiwillig aus Liebe als Sühnopfer für unsere Sünden (Röm 5,8; 1 Kor 15,3). Gott hat dadurch die Welt in seinem Sohn Jesus Christus

aus reiner Liebe mit sich versöhnt (2 Kor 5,19): Christus nimmt alle Sündenstrafen der Menschen durch seinen Tod am Kreuz als Stellvertreter des Menschengeschlechtes auf sich. Hier offenbart sich die unendliche Liebe und Barmherzigkeit des dreifaltigen Gottes.

Das Kreuzesopfer Jesu Christi wird in der heiligen Wandlung gegenwärtig: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird“ (Lk 22,19). „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird“ (Lk 22,20). Weitere biblische Überlieferungen der Wandlungsworte finden wir bei Mt 26,26-28; Mk 14,22-24; 1 Kor 11,23-25. Sie stimmen bei kleinen unbedeutenden Abweichungen inhaltlich auch mit den in den verschiedenen Riten gebrauchten Wandlungsworten überein. In der Ewigkeit Gottes verbinden sich die Menschwerdung seines ewigen göttlichen Sohnes Jesus Christus mit dessen Hingabe beim Letzten Abendmahl, bei seinem Opfer

am Kreuz und in der heiligen Messe. Dieses Opfer setzt sich als die ewige Hingabe des Sohnes an den Vater im Heiligen Geist fort und gründet in der ewigen dreifaltigen Liebe Gottes, wie wir oben schon gesehen haben. In diese ewige Liebe werden wir sündige Menschen durch den dreifaltigen Gott in der Taufe als seine Kinder aufgenommen. Dadurch werden wir in die Lage versetzt, fruchtbar an der heiligen Messe, der Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers Jesu Christi, teilzunehmen. Nach einer guten heiligen Beichte dürfen wir sogar Jesus Christus in seinem Leib und Blut in der gewandelten Hostie in seiner Gottheit und Menschheit in unser Herz als Unterpfeiler des ewigen Lebens empfangen. Wenn wir den unendlichen Gott haben, haben wir alles! Dafür wollen wir Ihm danken: „Ich danke Dir, Herr Jesus Christ, dass Du für mich gestorben bist. Ach, lass Dein Blut und Deine Pein an mir doch nicht verloren sein. Amen.“



„Der Herr sprach zu Kain: Warum überläuft es dich heiß, und warum senkt sich dein Blick? Nicht wahr, wenn du recht tust, darfst du aufblicken, wenn du nicht recht tust, lauert an der Tür die Sünde als Dämon“ (Gen 4, 6/7). Kain aber hört nicht auf die Stimme Gottes und erschlägt seinen völlig wehrlosen Bruder Abel. Das Lebensopfer des Abel verweist so auf das Opfer Jesu am Kreuz und auf die Verfolgung wehrloser Christen zu allen Zeiten besonders in der Gegenwart.



Gott will kein Menschenopfer. In dieser Szene wird das 5. Gebot „Du sollst nicht morden“ vorweggenommen. Israel kennt keine Menschenopfer, während alle Völker um Israel herum ihren Göttern Menschenopfer darbringen. Das Opfer des Gott-Menschen Jesus Christus, der die grausame Folter und Ermordung durch seine Mitmenschen aus freiem Willen zum Lebensopfer für alle Menschen umgestaltete, wird als unblutiges Opfer nach seinem Willen zum unblutigen Opfer der Kirche in der hl. Messe.

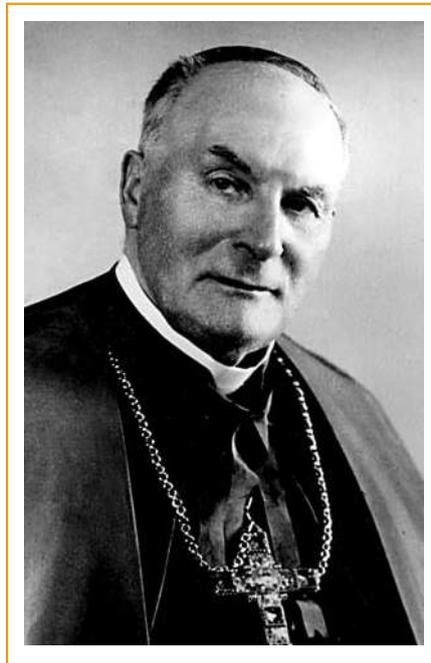
Eduard Werner:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche

Michael Kardinal Faulhaber

Nach den wirtschaftlichen und politischen Erschütterungen des Ersten Weltkriegs suchten die Deutschen nach den Ursachen für das nationale Unglück. Die Nationalsozialisten wollten mit ihrer Rassenpolitik den Juden die Schuld zuschieben. Zum Rassenhass kam eine pseudogermanische Heldenverehrung. Kardinal Faulhaber erkannte diese Gefahr schon frühzeitig und nahm daher in seinen Predigten gegen diese Irrtümer Stellung. Bereits in seiner Predigt am 1. November 1923 missbilligte Faulhaber den „blinden Hass (der Nationalsozialisten) gegen Juden und Katholiken“. Seit diesem Zeitpunkt bezeichneten die Nationalsozialisten Faulhaber als „Judenkardinal“. Faulhaber sah schon damals voraus, was zehn Jahre später auch Edith Stein feststellte: „Auf die Judenverfolgung wird eine Kirchenverfolgung kommen.“ Nach der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 konnte der Nationalsozialismus in der gleichgeschalteten Presse fast ungehindert seine halsbrecherischen Thesen verbreiten. Das deutsche Volk war der einseitigen Antisemitismus-Propaganda fast schutzlos preisgegeben. Bereits am 6.9.1933 erließ die Generalsynode der Altpreußischen Union ein Kirchengesetz, wonach evangelische Pastoren mit jüdischer Abstammung in den Ruhestand zu versetzen waren. Die jüdenfeindliche Stimmung brodelte in der Öffentlichkeit immer stärker und führte schließlich dazu, dass einige evangelische Landeskir-

chen erklärten, dass der christliche Glaube einen unüberbrückbaren Gegensatz zum Judentum darstelle. Die Verwirrung in den Köpfen griff um sich. Da trat als erster Kardinal Faulhaber auf den Plan und hielt schon im Dezember 1933 seine berühmten vier Adventspredigten. Er hatte den Mut, gegen den herrschenden Main-Stream nachzuweisen, dass



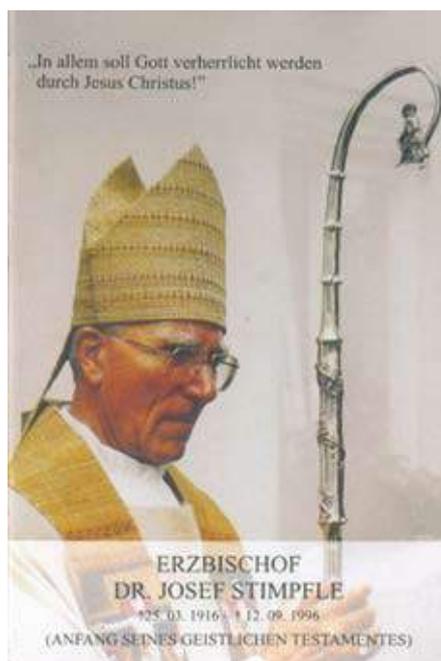
das Christentum untrennbar auf dem Boden des Judentums steht.

In den ersten vier Predigten wies Faulhaber die politischen Angriffe auf das Alte Testament zurück und zeigte die hohen religiösen, sittlichen und sozialen Werte des Alten Testaments

auf. Schon allein die Zehn Gebote und der Ein-Gott-Glaube sind ein kulturgeschichtlicher Fortschritt, der bis heute gilt. In der Silvesterpredigt entlarvte Faulhaber die morschen Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung. Den Nationalsozialisten rief er entgegen: „Wir wurden nicht von germanischen Blut erlöst, sondern vom Blut unseres gekreuzigten Herrn Jesus Christus.“ In der Silvesterpredigt 1933 entlarvte er auch die pseudoreligiösen Phrasen der Nationalsozialisten. Er zeigte die Schattenseiten des germanischen Lebens mit Menschenopfern und Trunksucht auf und resümierte dann: „Dem Vaterland ist mit aufrechten Jüngern des Evangeliums besser gedient als mit kriegslüsternen Altgermanen.“ Den Kommunismus und den Nationalsozialismus stellte Faulhaber auf die gleiche Stufe: „Dazu hat uns Gottes Gnade nicht vor dem russischen Heidentum bewahrt, um uns jetzt in einem germanischen Heidentum versinken zu lassen.“ Die Warnungen Faulhabers wurden in den katholischen Kirchen ganz Deutschlands gehört. In Köln entstand schon Monate später der „Anti-Mythus“, eine wissenschaftliche Widerlegung der nationalsozialistischen Rassenlehre, in Münster die erste kirchenamtliche Verkündigung des Anti-Mythus. Dass die nationalsozialistische Weltanschauung viel weniger in das katholische Volk eindringen konnte als in andere Volksschichten, ist neben anderen auch ein Verdienst des Wegbereiters Kardinal Faulhaber. □

Josef Stimpfle – ein aufrechter Bischof

Am Fest Mariä Namen, dem 12. September 1996, verstarb Erzbischof Dr. Josef Stimpfle.



Er war genau 33 Jahre Bischof, seine Ernennung erfolgte auch am Fest Mariä Namen im Jahre 1963. Davon war er 29 Jahre Diözesanbischof in Augsburg und anschließend päpstlicher Legat für das Hilfswerk „Kirche in Not“. Sein Geburtstag war mitten im ersten Weltkrieg am Fest Verkündigung des Herrn, am 25. März 1916. Sein 100. Geburtstag fiel auf den Karfreitag. So war er mit seinem Herrn Jesus Christus, der allerseligsten Jungfrau Maria und seinem Schutzpatron, dem hl. Josef im Leben und darüber hinaus fest verbunden.

Er hinterließ ein reiches Lebenswerk für die Kirche von Augsburg und die Weltkirche. Er kannte aber auch Verleumdungen und Enttäuschungen. Seine Freundschaft mit dem hl. Papst Johannes Paul II. ist bekannt. Aus seinem Klerus sind Dr. Karl Braun als Erzbischof von Bamberg, Manfred Müller als Bi-

schof von Regensburg und Dr. Walter Mixa als Bischof von Eichstätt und dann von Augsburg hervorgegangen. Seine Priesterweihe wurde durch den Militärdienst um fünf Jahre verzögert. Diese Jahre waren aber für ihn ein Praktikum für seine pastorale Arbeit. Er war Diener. Das hat sein bischöflicher Wahlspruch ausgedrückt: „Dem pilgernden Gottesvolk dienen“. Sein bischöflicher Hirtenstab zeigt in der Krümmung statt einer reichen Verzierung eine Abbildung der Fußwaschung beim letzten Abendmahl.

Zu seinem 65. Geburtstag hat er ein Interview gegeben, aus dem einige Passagen sehr viel über seine Person aussagen. Sie sollen nachstehend zitiert werden. Beim ersten Text erinnert man sich an Kapitel 12 und 13 der Apostelgeschichte, beim zweiten Text an seine persönliche Bescheidenheit. Der dritte Text ist gerade für die Gegenwart bei der Frage nach der Zulassung wieder verheiratet Geschiedener zur Kommunion richtungsbend.

Aus der Festschrift zum 65. Geburtstag für Erzbischof Josef Stimpfle (Donauwörth 1981) ist das Interview geführt von Dr. Konrad Lachenmayr genommen.

„Sie waren noch unter jenen, die zum Militärdienst eingezogen wurden. Hat Ihnen das für Ihre innere Entwicklung etwas eingebracht – vielleicht wider Willen?“

Dazu möchte ich sagen: Ich habe ein halbes Jahr vor den Weihen einrücken müssen und habe das wie ein notwendiges Übel auf mich genommen. Die Militärzeit wurde dann doch eine schwere Belastung, je länger der Krieg dauerte, und weil ich nicht wusste, ob ich mein Ziel je erreichen würde. Ich habe mich dann darauf

eingestellt und es so angenommen: „Jetzt lebe da.“ Ich habe im Tornister immer die Heilige Schrift und den Schott mitgetragen. In der Freizeit las ich philosophische Schriften und auch schöne Literatur. So habe ich mich in dieser Zeit durchgebracht. Die Erfahrungen, die ich machte, haben mir viel mitgegeben, so dass ich jetzt rückblickend sage: „Es war nicht vergebens“: Erstens möchte ich die Kenntnis der Menschen nennen. Die Soldaten, mit denen ich lebte, waren eben Soldaten wie die andern auch und ich lernte da die Welt des Menschen und seine Denkart in einer Weise kennen, die ich sicher nie so unmittelbar hätte kennenlernen können. Zweitens, ich habe erfahren, dass wir am besten dadurch dem Menschen helfen, dass wir das sind, was wir glauben. Mehr durch das Sein als durch das Wort. Ich habe mich nie bemüht, missionarisch zu wirken, ich wollte der gute Kamerad sein, und ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel Gespräche ich da geführt habe. Meinem Chef habe ich ungefähr die ganze Philosophie und Theologie erzählen müssen, obwohl er evangelisch war. Er hat mich immer wieder gesucht, er war ein Germanist, und hat mich zu langen Spaziergängen eingeladen. Er hat mir auch nach dem Krieg einen der schönsten Briefe geschrieben zur Priesterweihe. Dann das Dritte: Da möchte ich die oekumenische Dimension nennen. Es war ganz eigentümlich, ich hatte die ganzen fünf Kriegsjahre das Glück, immer in meiner Abteilung, in meiner Kompanie, in meiner Gruppe mit evangelischen Pastoren oder Theologen zusammen zu sein. Die gemeinsame Erfahrung hat uns natürlich in der gegebenen Situation eng unmittelbar verbunden. Diese Erfahrung hat mich oekumenisch ganz bedeutsam geprägt. Das war eine Erfahrung, die ich vielleicht in langen Jahren nachher nicht hätte



Begegnung mit Papst Johannes Paul II. in Rom 1982



Begegnung mit der Delegation des Robert-Schuman-Instituts bei der Überreichung des Robert-Schuman-Sonderpreises am 13. Juni 1992

auffüllen können. Hier wurde sie mir so überraschend geschenkt. Wir haben uns immer sehr gut verstanden. Ja und dann schließlich eine letzte Erfahrung, vielleicht die wichtigste: Einige Male war natürlich die existenzielle Situation so, dass ich jeden Augenblick glaubte, „jetzt ist's aus.“ In diesen Situationen nun, in denen ich dem Tod ins Antlitz schauen musste, habe ich die Erfahrung gemacht, dass man plötzlich ganz ruhig wird, dass die Angst schwindet, dass es eine Gelassenheit gibt, eine Geborgenheit und eine innere Ruhe, die einem geschenkt wird. Einmal muss das einer meiner Kameraden gespürt haben. Es war im Bombenkrieg; da fragte er am nächsten Morgen: „Ich saß neben dir. Du warst so ruhig. Was war das mit dir?“ Dann habe ich ihm einfach gesagt: „Wir sind in Gottes Hand. Falle ich, so falle ich in Gottes Hand, und da halte ich mich darin und dann werde ich ganz ruhig.“ Diese Erfahrung kann man natürlich nur im Krieg machen, vielleicht auch sonst einmal in außerordentlichen Situationen. Diese Erfahrung möchte ich nicht missen. Die letzte Erfahrung war die Kriegsgefangenschaft. Als ich am Ende des Krieges gefangengenommen wurde, wurde mir ebenso wie den andern alles abgenommen – bis zum Füllfederhalter und bis zur Uhr. Und so hab ich nichts mehr gehabt. Um mich herum hörte ich die Kameraden fluchen und

schimpfen. Ich habe an Franz von Assisi gedacht, „so jetzt kann ich sagen: Vater unser im Himmel, jetzt hab ich nichts anderes“ – und ich war wiederum gelassen und froh. Auch diese Erfahrung der absoluten Armut habe ich gemacht, wenn man nicht weiß, was vor einem steht, wenn man nichts hat – nur Hunger und Durst und die Sehnsucht nach Freiheit verspürt. Der Durst war damals in diesen Sommertagen 1945 viel schlimmer, quälender als der Hunger. Das war das einzige, was wir hatten, Hunger und Durst und – Gottvertrauen. Daran denke ich immer noch. Darum spreche mich die Worte der Schrift vom „Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit“ oder die Schlussworte der Offenbarung, „wen dürstet der komme und trinke umsonst“ so an. Aus dieser existenziellen Erfahrung lebt mein Glaube und lebe ich. Ich weiß: Hungern und Dürsten ist schon Erfüllung; und das gibt mir eine unbedingte, unbeirrbar Zuversicht. Insofern sind die Kriegsjahre und die Erfahrungen der Gefangenschaft ein Erfahrungskapital, das mir erst nach dem Krieg als ein großes Geschenk bewusst geworden ist, was während des Krieges nur Last gewesen war.

Wo waren Sie in Gefangenschaft?

Den Schluss des Krieges erlebte ich in Husum. Ich kam in Schleswig-Holstein, in Flensburg in Gefangenschaft. Ich war bei einer kleinen

Dienststelle und wurde in ein Lager am Kaiser-Wilhelm-Kanal gebracht.

Bei den Amerikanern?

Nein – bei den Engländern. Die Engländer übergaben uns dann den Amerikanern und die wollten uns in Würzburg den Franzosen übergeben. Wir sollten nach Frankreich kommen – und da bin ich aus dem Gefangenenlager geflüchtet – und heimgekommen.

Und Sie sind nicht erwischt worden?

Nein, ich bin an einem amerikanischen Posten vorbei einfach aus dem Lager heraus. Der hat einen Roman gelesen. Ich hatte ihn beobachtet und bin so etwa zehn mal an ihm vorbei auf- und abgegangen; dann ging ich mit einem Freund ganz langsam an ihm vorbei aus dem Lager heraus. Der Posten saß auf einem Stuhl. Das Gewehr hatte er hinten auf der Lehne hängen. Und so kam ich in die Freiheit. Aber nachträglich läuft mir eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich jetzt daran denke, was das für ein Risiko war (S. 138 ff.).

Sie waren Subregens, als Sie zum Bischof ernannt wurden. Was hat Sie bewogen diese Berufung ohne Zögern anzunehmen?

Ohne Zögern kann ich nicht sagen. Ich habe zunächst überhaupt nicht mit sowas gerechnet. Da sagte



*chumans-Komitees in Metz-Scy-Chazelles bei
erpreises*



*Überreichung einer Päpstlichen Auszeichnung an S.K.H. Otto von Habsburg
im Bischofshaus in Augsburg*

eines Tages der Regens zu mir, „Du, man redet auch von dir“. Dann habe ich gesagt: „Das ist ganz einfach, das braucht man nicht annehmen.“ Das wusste ich aus der Lektüre der Kirchenväter. Würden darf man ablehnen, und so hatte ich das bisher gesehen. Außerdem wusste ich von Bischof Freundorfer, der viel in Dillingen war und uns viel erzählte, wie schwierig das Bischofsamt ist, und was er gelitten hat. Das wusste ich. Auch dies hatte mich beeindruckt. Also antwortete ich dem Regens damals: „Das lehne ich einfach ab, das braucht man ja nicht annehmen.“ Und so hab ich kreuzfidel weitergemacht bis ich plötzlich merkte, dass ich nicht mehr den gewohnten Frieden hatte; ich konnte mir das nicht erklären. Irgend etwas war anders. Gerade damals kam unsere jährliche Wallfahrt nach Violau. Wir hielten den Gottesdienst wie immer und knieten dort. Da ging es mir wiederum auf, plötzlich, wie eine Erleuchtung: „Du bist auf der Flucht. Du hast ein Nein gesagt.“ Das hat mich voll getroffen. Und ich weiß noch wie heute, ich ging nachmittags nochmal in die Kirche und habe gebetet: „Mutter Gottes du weißt, ich will das Amt nicht. Ich will dem Bischof der treueste Diener sein, aber schau, dass es ein anderer wird.“ Von da an war ich wieder ruhig; und ich weiß noch, ich war wieder gelassen. Am 17. August bekam ich einen Brief des Apostolischen Nuntius des

Inhalts: „Der Heilige Vater hat Sie für den Bischofsstuhl, der durch den Tod von Bischof Freundorfer verwaist ist, als Nachfolger des Verstorbenen designiert. Ich bitte Sie sehr, betrachten Sie diesen Ruf als Willen Gottes und sagen Sie Ihr Ja. In der Erwartung ...“. Natürlich war ich zuerst erschlagen; aber durch die ganze Erfahrung vorher war für mich irgend etwas schon vorentschieden in der Grundhaltung. Ich habe nur noch dieses Wort gehört „Wille Gottes“ und dann „in Gottes Namen“ meine Zustimmung gegeben. Ich weiß nicht, wie es gelaufen wäre ohne diese innere Erfahrung. Aber diese innere Erfahrung und Grundentscheidung – man kann gegen den Willen Gottes nicht angehen – hat mich schließlich bewogen, in diesem Sinn klar vor Gott zu stehen und in aller Demut am ersten Tag nach der Ernennung beim Empfang in Dillingen zu bekennen: „Wer in Gott steht und das Kreuz liebt, der muss froh sein.“ Das ist meine Grundhaltung bis heute. Ich habe gerade jetzt gelesen: Der Heilige Vater hat den neuen Bischöfen, die er am 6. Januar geweiht hat, drei Worte gesagt: Sie sollen Christus darbringen das Gold der Liebe, den Weihrauch des Gebetes und die Myrrhen der Leiden: diese drei Dinge – damit kann man leben (S. 144 ff.).

**Zum Kommunionempfang für wieder
verheiratete Geschiedene äußerte
sich der Bischof:**

„... den ich von Anfang auch auf der Bischofskonferenz vorgetragen habe: Die Teilnahme an der Eucharistie ohne eine tiefe im Frieden mit Gott und mit Christus fundierte Einheit zu haben und ohne in den Gehorsam Christi einzugehen oder eingehen zu können, kann zur Selbsttäuschung führen, kann dazu führen, dass Gläubige sich über ihre eigene Situation hinwegtäuschen. Das ist eine Gefahr; auf die habe ich auch unsere Priester oft hingewiesen. Es geht im Letzten darum, dass die Gläubigen gut ans andere Ufer kommen; und das kann man nur dadurch erreichen, dass sie auch unterwegs sich möglichst bemühen, im Einklang mit dem heiligen Willen Gottes zu stehen. Das ist das Entscheidende. Und solange sie das in ihrer Ehesituation nicht können, bezeugen sie durch ihr Fernbleiben vom Tisch des Herrn in der Eucharistie die Heiligkeit Gottes und gehen so auf ihre Weise in den Gehorsam Christi ein. Es ist eine negative Weise, aber es ist doch ein positives Zeugnis für die Heiligkeit Gottes und der Ehe; sie werden so Christus ähnlich in einer Demuthaltung und in einer Gehorsamshaltung, die sicher von Gott auf die Dauer gesegnet wird. Jedenfalls weiß ich aus Erfahrung, wenn ich solchen Leuten dies dargelegt habe, gingen sie erleichtert und innerlich befreit hinweg ...“ (S. 45). □

be“ machte, unabhängig vom absehbaren Ende (Hilfe statt Euthanasie). Alexandra Linder: „Der Staat ist mit seinen Beratungsstellen gescheitert. Sie helfen weder den Eltern, noch den ungeborenen Kindern.“ Eine DDR-Mutter, die nach mehreren Kindern eine Abtreibung vornehmen ließ mit der Folge des Scheiterns der Beziehung zu ihrem Mann und den anderen Kindern („Das tote Kind lag zwischen uns“) und die in schwere Süchte abdriftete. Die Wende kam mit ihrer Bekehrung; sie begleitet heute Frauen in Konfliktschwangerschaften. Erzbischof Koch: „Wir sehen keine Grenzen, ab wann und bis wohin Leben lebenswert ist.“ ...Es sind wunderbare Beiträge, viel(e) mehr, als in einem Beitrag darstellbar ist.

Ecke: Junge Frauen, die ihre Brüste provozierend im Femen-Stil entblößen: „Kein Gott, kein Staat, kein Patriarchat!“ Blasphemische Schreierien, unterste Schublade. Sie zeigen auf Karton gemalt eine überlebensgroße Muttergottes, die ihr Kleid anhebt, um demonstrativ zu masturbieren; ein junges Mädchen bedient dazu den beweglichen Unterarm. Die Gruppe verstummt, als ein Lebensschützer mit dem Fotoplatk eines süßen Babys demonstrativ auf sie zugeht, mit dem Finger auf das Kleine zeigend: „Es wartet auf euch!“.

Die Polizei Berlins leistet diesmal bessere Arbeit als letztes Jahr, indem sie die zum Teil sehr aggressiven Gegendemonstranten nicht so nahe heran lässt und parallel, in unmittelbarer

Skizze zum 17.9. in Berlin entnehmen wir seinen Interviews vom Marsch für das Leben 2016. Er fragt unter anderem zwei der teilnehmenden, jüngeren Bischöfe für EWTN:

Rudolf G.: „Wie ist denn Ihre Einschätzung als Bischof zur aktuellen Lage der Abtreibung in Deutschland?“ Weihbischof Florian Würner: „Die Situation ist skandalös, die kann man nicht hinnehmen, das kann uns nicht ruhig lassen. Es ist ein massenhaftes Töten von ungeborenen Kindern und wir müssen alles daran setzen, denen, die keine Stimme haben, eine Stimme zu geben und ihnen unsere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen und dafür einzutreten, dass sie leben können“ (Quelle: kath.net, 20.9.16, 10:15).



Dann beginnt der Marsch – zuerst Richtung Hbf zum gespenstisch-unbelebten Regierungsviertel (Wochenende) und weiter durch menschenleere Straßen. Warum? Liegt es an der zeitgleich stattfindenden TTIP-Demo, die durch Berlin-Mitte führt? Uns würden Adressaten für die Botschaft des Marsches fehlen, wären da nicht die unverdrossenen Gegendemonstranten, vor allem die Antifa-Schreier, sehr viele fanatisierte, junge Leute, die ihre Freiheit, ihr Recht auf den eigenen Körper und auf schrankenlosen Sex (siehe Gender) bedroht sehen durch unsere Einforderung des Tötungsverbots ungeborenen Lebens: „My body, my choice!“ – „Mein Bauch gehört mir!“ – „Mittelalter, Mittelalter, hey, hey, hey!“ – „Eure Priester sind so schwul wie wir, eure Priester ...“ – An einer

Nähe zum Zug, keine Ansammlungen duldet. Wir werden uns bei den Polizisten bedanken. Der Berliner OB (!) Müller/SPD dagegen unterstützte öffentlich den Aufruf zur Gegendemo; Schande über ihn!

Beider Auftakt-Kundgebung, unterwegs beim Marsch, beim Schlussgottesdienst vor dem Reichstag – immer wieder sieht man einen draufgängerischen, jungen Mann mit Mikrofon, der Teilnehmer interviewt, während ein anderer das Ganze filmt. Wir sahen ihn zuletzt beim Forum in Aschaffenburg und bei anderen katholischen Groß-Events, wir lasen Beiträge von ihm in der Tagespost oder bei kath.net: Rudolf Gehrig, katholisch, engagiert. Die Schlussbemerkungen dieser

Weihbischof Dominikus Schwaderlapp zu derselben Frage Rudolf Gehrigs: „Die Sorge, die ich habe ist, dass man sich an das Unrecht gewöhnt. Also wenn man mit vielen einzelnen Leuten spricht, dann wird keiner sagen „Abtreibung ist super. Aber ... es ist halt eben so, was soll es denn ... es gibt so viel andere Dinge ...“ Die Kinder im Mutterleib sieht man nicht, aber die Menschen an den Zäunen, die kommen, die Flüchtlinge, die sieht man natürlich. Das Eine spricht einen emotional eher an und das Andere wird dann doch eher tabuisiert“ (Quelle s.o).

Es gibt nicht wenige Zeichen dafür, dass dieses menschenfeindliche Tabu zu zerbröseln beginnt. □

„Wir haben in dieser Zeit weder Vorsteher noch Propheten“ *Dan 3,38*

Der Flüchtlingsstrom 2015 hat den Zustand der Gesellschaft und der politischen Führung offengelegt. Er traf ein moralisch geschwächtes Volk.

Professor Dr. Werner Münch hat die politischen Konsequenzen der „Willkommenskultur“ und den Führungsstil der Bundeskanzlerin „Wir schaffen das“ schonungslos analysiert:

„Ohne Erläuterung, was denn dieses „wir“ und „das“ bedeuten und welche Folgen es haben würde, überraschte dieser Satz nicht nur die Bürgerinnen und Bürger in Deutschland, sondern auch Parlamente, Regierungen, Parteien, Kommunen und die EU – Mitgliedstaaten. Sie waren allesamt überrumpelt worden, obwohl sich eine Flüchtlingsbewegung nach Europa lange vorher abgezeichnet hatte.

Monatelang gab es keine genauen Kosten – Ermittlungen, keine Vorstellungen über die Bewältigung der Erfassung der Flüchtlinge, über die Beschaffung des erforderlichen Wohnraumbedarfs, die lokale Verteilung, die Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt und die Lösung der absehbaren Integrationsprobleme. Für die Bundesregierung waren alle Flüchtlinge zunächst einmal eine „Bereicherung“ für unsere Gesellschaft und den Arbeitsmarkt, sie hatten durchweg eine „gute Ausbildung und berufliche Qualifikation“ und waren „uneingeschränkt integrationswillig“. Es gab auch keine eingewanderten Terroristen und

Kriminelle, – das war ein „abwegiger Generalverdacht von rechts“. Nach einer Statistik des Bundeskriminalamtes betrug die Zahl der Delikte der Flüchtlinge z. B. im ersten Quartal 2016 tatsächlich aber 69.000! Und erst am 10. September hat Thomas de Maizière, der Minister des Innern, der überraschten deutschen Öffentlichkeit

mitgeteilt, dass die Zahl der islamistischen Gefährder in Deutschland mit über 520 Personen und ca. 360 Unterstützern, sog. relevanten Personen, so hoch sei wie nie. Auch ist inzwischen bekannt, in welcher Intensität Salafisten versuchen, in Flüchtlingsheimen neue Mitglieder anzuwerben. Sogar die genaue Zahl der Eingewanderten war unserer Regierung nicht bekannt. Anfangs sprach der zuständige Minister von 200.000 Asylbewerbern, kurze Zeit später waren es 800.000, bald darauf über 1 Mio., und schließlich musste die Regierung einräumen, dass sie die genaue Zahl nicht wisse. Ende Juli 2016 lagen beim zuständigen Bundesamt ca. 530.000 unerledigte Asylanträge, und 150.000 Asylbewerber sind nicht einmal registriert. 77% der eingereisten Asylsuchenden hatten keine Ausweispapiere. Aus einer Antwort der Bundesregierung von September 2016 geht hervor, dass 550.000 abgelehnte Asylbewerber weiterhin in Deutschland leben. Der Chef der deutschen Polizeigewerkschaft, Rainer Wendt, sprach in diesem Zusammenhang von einer „Abschiebeverhinderungsindustrie“ bei uns ...

Damit eins unbestritten bleibt: Wir müssen und wollen offen sein für jede mögliche Hilfe für Menschen, die in wirklicher Not und oft mit grausamen Erlebnissen und Erfahrungen aus ihren Heimatländern mit dem Tode bedroht und zu uns geflohen sind. Sie benötigen dringend unsere Hilfe und persönliche Zuwendung. Gerade Christen müssen alles dafür tun, damit diese Flüchtlinge wieder ganz konkret erfahren, was Menschenwürde bedeutet.“ (Vortrag vor dem IK-München am 27. September 2016 in München)

Die deutsche Bevölkerung ist tief verunsichert und verängstigt, weil

sie befürchtet, die Auswirkungen der Masseneinwanderung nicht zu verkraften. Die Kulturrevolution von 1968 hat ihr das Selbstvertrauen genommen, diese neue Herausforderung zu bewältigen. Die Folgen der Kulturrevolution werden bei uns tabuisiert. Sie hat die Grundzelle jeder Gesellschaft, nämlich Ehe und Familie schwer geschädigt. Die traditionelle Ehe wurde als „vorgestrig“ und als „Korsett der Unfreiheit“ diffamiert. Die Folgen davon sind: Immer weniger junge Menschen heiraten, rund 40% der Ehen werden geschieden, Massenabtreibung ist zum Instrument der Familienplanung geworden. Wir zählen zu den kinderärmsten Ländern der Welt. Die demographische Katastrophe mit ihren sozialen Folgen steht vor der Tür.

Die 68er Kulturrevolution hat unsere Geschichte und Kultur einseitig negativ interpretiert, so als hätte unsere Chronik nur dunkle, nicht aber auch glänzende Seiten. Patriotismus in jeder Form ist verpönt. Eigenschaft wie Verzicht, Disziplin und Opfer für Andere, von denen jede Gemeinschaft lebt, wurden zu Unwörtern. Unwissenheit und Gleichgültigkeit gegenüber der überlieferten Kultur, insbesondere bei der jüngeren Generation, lassen das kulturelle Erbe als eine museale Angelegenheit, nicht aber als eine Aufgabe, die weiter zu entwickeln ist, erscheinen. Der US-amerikanische jüdische Professor Joseph Weiler hält den Europäern Ablehnung, ja Hass gegenüber der eigenen Kultur vor.

Dieses veränderte Kulturbewusstsein schließt auch das Rechts- und Verfassungsverständnis ein. Demokratische Mehrheiten sehen sich heute als legitimiert, selbst Menschenrechte, wie das auf körperliche Unversehrtheit und Leben nicht mehr als absolut schützenswert zu interpretieren.

Unsere Vorstellung von Wert und Würde des Menschen ist religiös ge-

Warum unsere moralische Kraft geschwächt ist

prägt. Diese Sicht von Menschen ist in unser Rechts- und Verfassungsverständnis eingegangen. Die Kirche als religiöse Institution sollte die entscheidende Barriere für die Unverfügbarkeit des Menschen und vor dem Zugriff auf ihn seitens Staat und Gesellschaft bilden. Nun ist aber die 68er Kulturrevolution auch in die Kirche eingedrungen, konkret in die theologischen Ausbildungsstätten für Priester, Religionslehrer und Katecheten. Für die Verbindlichkeit kirchlicher Aussagen ist aber entscheidend, ob Jesus Christus Sohn Gottes oder nur irgendein Guru oder Religionsstifter ist. Statt dem Wort Gottes gehorsam zu sein, ist die Verkündigung vielfach zur Inflation der Wörter degeneriert. Die Hirten der Kirche in Deutschland sind, von Ausnahmen abgesehen, verunsichert. Sie formulieren kein Alternativprogramm zum Zeitgeist und zu den üblichen Trends. Man ist versucht, in die alttestamentarische Klage einzustimmen: „Wir haben in dieser Zeit weder Vorsteher noch Propheten, und keinen, der uns anführt“ (Dan 3,38).

Seit der 68er Kulturrevolution haben Millionen der sogenannten „Volkskirche“ den Rücken zugekehrt. Von denen, die noch der Kirchensteuergemeinschaft angehören, fehlen 90% bei der sonntäglichen Gottesdienstfeier, vor allem die Zukunft der Kirche, Kinder und Jugendliche.

Als Papst Benedikt XVI. in „Letzte Gespräche“ den beklagenswerten Zustand der Kirche in Deutschland ansprach, konterte der Jesuit Andreas Batlogg, der Chefredakteur der „Stimmen der Zeit“, Joseph Ratzinger sei als Erzbischof von München und Freising selber „Teil des Systems“ gewesen. Darauf erwiderte Erzbischof Gänswein: „Ein solches System kann man nicht in ein paar Jahren verändern.“

Die entscheidende Frage ist heute, identifizieren sich die deutschen Staatsbürger noch mit ihrer eigenen Kultur? Wir fordern in der aktuellen Diskussion der Flüchtlingsproblematik die Integrationsbereitschaft von den Flüchtlingen. Zu Recht! Was ist aber damit gemeint? Bedeutet „Integration“ das sich bewusste Einfügen in die Werte- und Kulturgemeinschaft mit dem geltenden Rechts- und Verfassungssystem des Aufnahmelandes

oder versteht man darunter nur das Dach über dem Kopf, den Arbeitsplatz und den Erwerb der Sprache, um die Abläufe am Arbeitsplatz besser zu verstehen? Wer Parallelgesellschaften vermeiden will, kann „Integration“ nur in dem umfassenden Sinne verstehen. Noch einmal gefragt, hat das deutsche Volk noch die Bereitschaft und die Vitalität jahrzehntelange Fehlentwicklungen zu korrigieren oder sieht es den Niedergang als unaufhaltsam an? Sicher ist, dass ein Volk ohne Kinder und ohne Rückgewinnung der Werte, die es groß gemacht haben, keine Zukunft hat. Für die Zukunft sind alle gefordert: Zuerst die Kirche. Sie müsste in der seit Johannes Paul II. geforderten Neuevangelisierung die spirituellen Grundlagen für einen Neuanfang legen. Gefordert sind die Verantwortungsträger in Politik und Gesellschaft. Noch kann man von einem Umdenken wenig feststellen. Im Gegenteil wird weiterhin beschwichtigt, beschönigt, werden Kritiker als unverbesserliche Pessimisten diffamiert. Gefordert sind schließlich alle; um mit Teresa von Kalkutta zu sprechen, du und ich.

Ob die Bereitschaft zum Umdenken und zur Umkehr noch einsetzt, wissen wir nicht. Für Christen bleiben aber, selbst in scheinbar oder wirklich aussichtslosen Situationen, nicht delegierbare Aufgaben. Zwei Beispiele sollen das verdeutlichen.

Am 11. April 1912 fuhr die Titanic von Queenstown/Südirland auf ihrer Jungfernfahrt in die USA ab. Die Titanic galt als „unsinkbar“. Deshalb wurden nur für 800 Menschen Rettungsboote mitgenommen, obwohl über 2000 Menschen an Bord waren. Am 14. April, um 23:35 Uhr stieß die Titanic auf einen Eisberg und versank innerhalb von zweieinhalb Stunden. Von den 1308 Passagieren und 898 Mann Besatzung konnten nur 703 gerettet werden. Auf dem Schiff waren auch zwei Priester, der Benediktinerpater Byles und P. Joseph Peruschitz von Kloster Scheyern. Die Titanic-Überlebende Agnes Mac Coy schrieb „etwa 100 Personen – Katholiken, Protestanten und Juden – umgaben die beiden Priester. Eine große Zahl von Menschen kniet auf eine stumme Übereinkunft nieder und fängt an, das Vater Unser zu beten. Viele weinen

und flehen um Hilfe. Ihr Sterbekreuz fest umklammert, sprechen der deutsche und englische Geistliche den Titanic-Passagieren Mut zu. Ein paar wollen beichten. Schließlich erteilen Reverend Byles und Pater Peruschitz die Generalabsolution“.



Wir brauchen Umkehr und Korrekturen

Ein weiteres Beispiel: Am 26. Juli 1942 protestierten die katholischen Bischöfe der Niederlande gegen die Judenverfolgung. Bereits am 2. August setzte eine Verhaftungswelle gegen die Juden ein, bei der auch Sr. Benedicta a Cruce, mit bürgerlichem Namen Edith Stein und ihre Schwester Rosa verhaftet wurden. Am 7. August wurden sie in Richtung des Vernichtungslagers Auschwitz abtransportiert. Die Gefangenen ahnten, was ihnen in Auschwitz bevorstand. Als Sr. Benedicta sah, wie die Mitgefangenen apathisch und furchtsam geworden, sich vernachlässigten, tröstete sie und richtete sie wieder auf, damit sie ihre Selbstachtung und Würde nicht verloren. Am 9. August wurden Sr. Benedicta und ihr Schwester Rosa in Auschwitz ermordet. □

Leidenschaft für Christus statt gut bezahltem Job

Zur Kritik des emeritierten Papstes Benedikt XVI. an der deutschen Kirche

In dem im September erschienenen Gesprächsband mit Peter Seewald: „Letzte Gespräche“ beklagt der emeritierte Papst Benedikt XVI. in Deutschland einen „etablierten und hochbezahlten Katholizismus, vielfach mit angestellten Katholiken, die dann der Kirche in einer Gewerkschaftsmentalität gegenüberreten“. Durch die Vielzahl bezahlter Mitarbeiter drohe ein „Überhang an ungeistlicher Bürokratie“ zu entstehen. Gleichzeitig kritisiert der emeritierte Papst auch die theologischen Fakultäten in Deutschland. Die Universitätstheologie brauche eine „neue Intensität des Glaubens“.

Was der emeritierte Papst Benedikt im letzten anprangert, ist eine verbürgerlichte Haltung kirchlicher Mitarbeiter. Ich glaube nicht, dass der Papst alle über einen Kamm schert. Aber es gibt zweifelsohne diese Haltung, dass man als Mitarbeiter der Seelsorge, ja auch als Priester, nur seinen „Job“ macht. So sagte der Kölner emeritierte Weihbischof Klaus Dick in einem Interview mit dem Kölner „domradio“: „... wenn ich nur für fünf Minuten Papst wäre und einen Erlass herauszugeben hätte, dann würde ich den freien Tag für Priester unter Exkommunikation stellen. Und zwar so, wie der freie Tag heute weitestgehend gehandelt wird. Wir kannten diesen Begriff nicht. Wir waren nicht tugendhafter, aber wir waren realistischer. Wir sind nicht Priester geworden, um mal Freizeit zu haben (...) Ich weiß sehr wohl, auch aus eigener Erfahrung, dass Priester Erholung und Entspannung brauchen. (...) Aber diese Art, dass der freie Tag heute oft wichtiger ist als der liturgische Hochfesttag, das ist für mich der Anstoß schlechthin.“ Weihbischof Dick hat es damit auf den Punkt gebracht. Der große Anspruch, den der heilige Paulus benannte, „allen alles“ zu werden,

scheint bei – gut bezahlten – Seelsorgern immer weniger eine Rolle zu spielen. Dabei war aber gerade dieser Seeleneifer grundlegend für die Reform der Kirche – man denke nur an die Erneuerung des Katholizismus nach dem Trienter Konzil, als Bischöfe wie Franz von Sales und Karl Borromäus durch unaufhörliche Missionsarbeit die Menschen zu einem nachhaltigen Bekenntnis des Glaubens bewegen konnten.

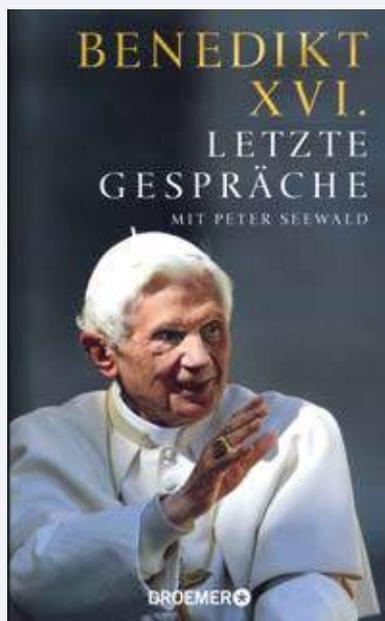
Diese großen Reformer haben nicht die Stunden gezählt, in denen sie seelsorglich tätig waren. Mir stellt sich allerdings auch die Frage, ob nicht auch die Kritik des emeritierten Papstes an der deutschen Universitätstheologie mit der Verbürgerlichung der kirchlichen Mitarbeiter im Zusammenhang steht. Es gilt sicherlich nicht für alle Universitätstheologen – aber auch in meinem Theologiestudium musste ich immer wieder von Verantwortlichen in der Ausbildung hören: „Vergessen Sie alles, was Sie früher geglaubt haben!“ Theologiestudium als Aufklärung, dass der in der Familie überlieferte Glaube – an die wirkliche Gottessohnschaft Jesu, seine Auferstehung, die Realpräsenz in der Eucharistie – doch im letzten Anhängen an einen Mythos ist und bei einem „aufgeklärten“ Theologen keinen Platz hat. Jesus Christus ist dann im Grunde ein vorbildlicher Mensch, der eine besondere Nähe zu Gott gelebt hat – aber nicht der „Gottgleiche“, der in seiner Liebe nicht daran festhielt, gottgleich

zu sein, jedoch am Ende wieder zurückgekehrt ist zum Vater und vor dem nun alle das Knie beugen sollen, wie es im Hymnus des Philipperbriefs heißt. Der Theologe Hans Urs von Balthasar forderte, die Theologie soll eine „kniende“ sein. – Kniend wegen der Ehrfurcht und Größe Gottes, und ein Knien, das ins Staunen mündet.

Diese Haltung brauchen Theologie und Seelsorge heute viel mehr – sodass jene, die in der Verkündigung sind, es eben nicht wegen des Verdienstes tun, sondern weil sie

in Christus einen Schatz gefunden haben, der mehr wert ist als jedes Geld, was nicht bedeutet, dass ihnen der notwendige Lebensunterhalt verwehrt werden soll. Aber es soll auch darauf hingewiesen werden, dass es viele Christen gibt, die ohne Entgelt ganz wichtige Dienste im Sinn der Neuevangelisierung leisten – zum Beispiel Eltern, die nicht nur ihre Kinder religiös erziehen, sondern auch gleich noch

den Freundeskreis zum Glauben ermutigen – etwa durch die Einladung zum gemeinsamen Besuch der heiligen Messe. Oder Christen, die andere einladen, mit ihnen ins Gespräch kommen und ihnen die Schönheit des Glaubens darlegen. Solche Mitarbeitenden im Weinberg des Herrn sind unerlässlich, um fruchtbaren Boden für das Christentum zu bereiten – und ich glaube auch, dass hier die Basis liegt, um dem Mangel an geistlichen Berufungen wirksam zu begegnen. □



Spiel mit Hoffnungen, Ängsten und Rente

Kinderarmut in Deutschland – woher sie kommt und wohin sie führt

Die Schatten der Demographie über Europa werden länger. Das ist nicht nur aus den offiziellen Statistiken zu ersehen. Auch die Politik richtet sich trotz all ihrer Kurzatmigkeit darauf ein, bleibt dabei aber kurzatmig. Das sieht dann so aus: Man umwirbt die älteren Wähler mit Versprechen zur Rente und mit Horrormeldungen vor Altersarmut, der dringend begegnet werden müsste. Das alles nach dem Motto „wir kümmern uns“. Gleichzeitig erscheinen Studien über Kinderarmut, die wie üblich in das sprunghafte mediale System eingespeist werden und indirekt suggerieren, dass die hohen Rentenansprüche von heute künftig nicht mehr werden befriedigt werden können. So geschehen mit einer Studie der Bertelsmann-Stiftung im September. Auch sie wurde über ihre weit verzweigten Kapillarkanäle in den Mainstream eingespeist. Und auch hier wieder die alte Botschaft: Wir kümmern uns, indem man verspricht, noch mehr Krippenplätze zu schaffen. Denn Mütter in Erwerbsarbeit sind, so wird diesmal suggeriert, das beste Mittel gegen Altersarmut und Kinderarmut.

Auch Arbeitsministerin Andrea Nahles stimmt in den Beschwichtigungschor ein. Die Jungen sollten beruhigt sein, es werde eine „anständige Rente“ auch nach 2030 geben. Solange es bei den Versprechen bliebe, könnte man ja noch beruhigt sein. Aber die Politik macht ernst, wie immer in die falsche Richtung und getrieben von den Wirtschaftsfunktionären, wenn es um familienpolitische Weichenstellungen geht. Auch jetzt sägt sie am Ast, auf dem die Gesellschaft insgesamt sitzt. Denn sie fördert nur Krippenerziehung als Allheilmittel, weil dadurch die Mütter arbeiten und die Sozialkassen füllen können. Krippenerziehung aber ist riskant, um es wohlwollend zu sagen. Wissenschaftlich gilt die Formel: Bindung geht vor Bildung. Man könnte auch sagen, eine gelungene Bindung ist die Voraussetzung für eine gute Bildung und diese wiederum ist notwendig in einer arbeitsteiligen, immer komplizierter werdenden Wirtschaft, um das Produktionsniveau zu halten. Anders gesagt: Mangelnde Bindung erschwert die Bildung und hemmt somit die Innovationsfähigkeit, das wirtschaft-

lich wichtigste Gut in einem Land, das über wenig Rohstoffe verfügt und stark vom Export der verarbeiteten Güter aus anderen Ländern lebt. Verarbeitung aber setzt Know-how voraus und Know-how ist eine Sache der Ausbildung, der Bildung und hier schließt sich der Kreis mit der Bindung. So weit denkt man in Politik und Wirtschaft nur sehr selten.

Nun hat eine andere Studie, diesmal von der Universität Bologna, festgestellt: Kita-Betreuung hemmt die geistige Entwicklung von Kindern. Der Grund ist einfach: Es fehlt ein Austausch mit Erwachsenen. Denn Kinder lernen durch Imitation von Anfang an. Sie machen nach und deshalb brauchen sie den Kontakt zu Erwachsenen. Wenn sie – wie in einer Kindertagesstätte – nur unter sich sind, entwickeln sie sich geistig langsamer und zwar je länger sie in der Kita sind oder waren. Die italienischen Forscher haben sogar den Effekt auf den Intelligenzquotient gemessen. Demnach reduziert sich der IQ pro Monat in der Kita um durchschnittlich 0,5 Prozent.

Das deutsche Institut zur Zukunft der Arbeit (IZA) in Bonn hat diese

Deutschlands demographische Weltrekorde

„Deutschland hält unter den 200 Ländern der Welt drei demographische Weltrekorde: Es ist erstens das Land, in dem die Bevölkerungsschrumpfung infolge der niedrigen Geburtenrate am frühesten begann, in den alten Bundesländern 1972, in den neuen 1969. Zweitens: Der Grund für das niedrige Niveau ist ein besonderer: der weltweit einmalig hohe Anteil der Frauen (und Männer) an einem Jahrgang, die

zeitlebens kinderlos bleiben – etwa ein Viertel. Drittens: Stärker als in anderen Industrieländern werden fehlende Geburten durch Einwanderungen ersetzt ... In Deutschland werden pro Jahr im Mittel 700.000 Geburten und rund 800.000 Zuwanderungen registriert – bei rund 850.000 Sterbefällen und rund 600.000 Abwanderungen ins Ausland. Deutschland hat also mehr Zuwanderungen pro Jahr als Ge-

burten im Inland, und zwar schon seit Jahrzehnten. Desinformation und Desinteresse haben zu einem falschen Selbstbild Deutschlands geführt: Es ist weltoffener als andere Länder.“

Aus: Herwig Birg, Die ausgefallene Generation – Was die Demographie über unsere Zukunft sagt, C.H.Beck, 2005, S. 33

Studienergebnisse sofort interpretiert, damit nur ja niemand auf die Idee kommt, die Qualitätsdebatte der Kitas neu anzustoßen oder den Müttern zu empfehlen, in den ersten Jahren bei ihrem Kind zu sein. Das IZA folgert, wozu es eigentlich keiner Forschung bedarf, der Staat solle durch die Einstellung von zusätzlichen Betreuern dem Effekt entgegenwirken und die Kinder dadurch besser fördern. Zu sagen, dass das Kind, vor allem das Kleinkind, individuelle Betreuung braucht und dass deshalb eine Tagesmutter besser wäre als eine Kita, diese Schlussfolgerung darf natürlich nicht gezogen werden. Das könnte der Wirtschaft schaden und käme auch in den Medien nicht gut an, jedenfalls nicht so gut wie die Kinderarmutsstudie der Bertelsmann-Stiftung.

Der frühere Vorsitzende Richter am Sozialgericht Darmstadt, Jürgen Borchert, fasste vor drei Jahren in seinem Buch „Sozialstaatsdämmerung“ zusammen: „Unglaublich, aber wahr: Obwohl die Geburtenzahl in Gesamtdeutschland seit 1965 von über 1,3 Millionen auf rund 650.000 im Jahr 1912 glatt halbiert wurde, stieg der Anteil der Kinder im Sozialhilfebezug auf das 16fache; stand 1965 nur jedes 75. Kind unter sieben Jahren zeitweise oder auf Dauer im Leistungsbezug, so trifft dies heute auf jedes 5. Kind zu. 2,5 Millionen Kinder werden gezählt, in manchen Stadtteilen Berlins, Bremens und an-

derswo reichen die Quoten bereits an die 50 Prozent heran, Anfang der neunziger Jahre waren es „nur“ eine Million. Seit damals hat die Gesamtzahl der Kinder unter zwanzig aber Jahr für Jahr im Schnitt um circa 15.000 abgenommen. Und dieser relative und absolute Zuwachs der Armut ist auch nicht etwa darauf zurückzuführen, dass Hartz IV so viel großzügiger wäre als die auf dem Höhepunkt des Wirtschaftswunders 1963 eingerichtete Sozialhilfe. Im Gegenteil: Die für das Leistungsniveau maßgebenden Existenzminima wurden über die Jahrzehnte immer weiter heruntergeschraubt; um das Existenzminimum von 1965 zu erreichen, müssten die Hartz IV-Leistungen heute um mehr als 30 Prozent angehoben werden. Nach den Maßstäben von damals läge der Anteil der Kinder im Sozialhilfebezug heute deshalb schätzungsweise beim Doppelten der gegenwärtigen Quote.“

Borchert rechnet anhand offizieller Zahlen vor, dass die Hälfte aller Kinder in prekären Einkommensverhältnissen lebt. 5,9 Kinder, also ein Drittel aller kindergeldberechtigten Kinder lebten in Haushalten mit einem jährlichen Einkommen der Eltern von bis zu 15.300 Euro und damit weit unter der Grenze der relativen Armut. In der Reichtumsskala der Welt rangiert Deutschland unter den 200 Staaten auf Platz 4, bei der Geburtenrate auf Platz 197. Borchert folgert: „Unglaublich, aber wahr:

Je weniger Kinder wir haben, desto schlechter werden sie behandelt. Eine der reichsten Nationen der Welt lässt ihren Nachwuchs verkommen.“ Der stellv. Vorsitzende des Verbands Familienarbeit, Johannes Resch, kommt zu einem ähnlichen Ergebnis: „Schon eine Familie mit zwei Kindern liegt bei einem Durchschnittsverdienst trotz Kindergeld unter dem steuerrechtlichen Existenzminimum. Bei drei Kindern gerät sie an die Hartz IV-Schwelle. So lässt unsere Gesellschaft ihren eigentlichen Leistungsträgern keinen Entfaltungsspielraum. Ohne funktionierende Familien hat sie aber keine Zukunft. Hartz IV ist kein geeignetes Mittel zur Bekämpfung der Kinderarmut, weil es die Ursachen nur verschleiert. Nur eine finanzielle Anerkennung der im Dienste der Allgemeinheit erfolgten Erziehungsleistung kann Gleichberechtigung für Eltern herstellen“.

Der Verband Familienarbeit weist schon seit Jahrzehnten daraufhin, dass im Rahmen unseres Sozialsystems der Gewinn aus der Kindererziehung vergesellschaftet werde, während die Kosten ganz überwiegend weiter den Eltern überlassen blieben. Diese Enteignung der Eltern betrachtet er als den Hauptgrund für die zunehmende Familienarmut, die sich eben dort am deutlichsten zeigt, wo die Elternarbeit am stärksten ins Gewicht fällt. Resch zieht ein Fazit: „Solange die gesamte gesetzliche Alterssicherung einer Generation allein

Die Geburtenraten steigen in Deutschland, aber die Erklärung ist ernüchternd: Zum einen sind es die Enkel der Babyboomer, die geboren werden und zum anderen sind es vor allem ausländische Frauen, die Kinder bekommen. Schon deshalb ist es verfehlt, von einer Trendwende in Deutschland zu sprechen. Und ganz verkehrt ist es, die aktuelle Tendenz auf den Ausbau der Krippen zurückzuführen. Denn zum einen gab es in Ostdeutschland schon immer flächendeckend Krippen, ohne dass die Geburtenrate stieg, zum anderen bringen gerade die ausländischen Frauen ihre Kinder unter drei Jahren nicht in die Krippen.



von den Kindern dieser Generation getragen werden muss wie in unserem Sozialsystem, ist zu fordern, dass sich auch alle Erwerbstätigen an der Finanzierung der Kindererziehung beteiligen. Das ist nur durch eine angemessene Honorierung der elterlichen Erziehungsleistung einschließlich eines entsprechenden Rentenanspruchs und angemessener Vergütung der Sachkosten der Kinder möglich. Die demütigende Behandlung von Alleinerziehenden und Mehr-Kind-Eltern durch Hartz IV würde dann überflüssig. Leider geht die aktuelle Familienpolitik genau den entgegengesetzten Weg, wie z. B. die gezielte Diskriminierung von Mehr-Kind-Familien durch das Elterngeldgesetz zeigt.“

Die Sachlage um die Kinderarmut ist seit mehr als zwanzig Jahren also bekannt, der Trend uralte, die Zahlen sind vielfach veröffentlicht und immer wieder aktualisiert worden in Berichten von Gewerkschaften, Banken, Kirchen, Verbänden, Ministerien und Statistikämtern und eben in Büchern wie „Sozialstaatsdämmung“ von Jürgen Borchert. Sie alle haben festgehalten, dass Alleinstehende mit Kindern und kinderreiche Familien in den Armutsrangings seit Jahrzehnten ganz oben stehen. Die

Politik hat sich stets wohlfeil empört und daraus das Mantra geschmiedet: Mehr Krippenplätze, damit auch die Mutter arbeiten könne – als ob sie zuhause nicht arbeiten würde. Nie ging es um das Kindeswohl, das in der emotionalen Beziehung der Kinder zu ihren Eltern liegt, immer ging es darum, der Familie den Effizienzkuhl der Wirtschaft überzustülpen.

Liebe lässt sich aber nur schlecht zeitlich organisieren und eingrenzen, sie braucht eigentlich permanent Zeit für Zuwendung und Zärtlichkeit. Das wusste auch schon Pestalozzi, der seine pädagogischen Erkenntnisse eben in drei Z zusammenfasste: Zeit, Zuwendung, Zärtlichkeit. Das wichtigste Z ist dabei die Zeit. Ohne sie keine Zuwendung. Das Gerede der Politik von der „quality time“, also jener Stunde am Abend, in der die Mutter sich nach einem arbeitsreichen Tag frisch und froh ausschließlich dem Kind widmet, ist schlicht wirklichkeitsfremd. Erziehung geschieht meist spontan. Es ist die Antwort auf die Frage des Kindes, die Bemerkung über sein Verhalten, die Bestätigung oder Aufmunterung für eine Schulnote. Kein Kleinkind speichert seine Frage im Computer, um sie am Abend in der quality time zu stellen.

Die geschenkte Zeit ist kein emotionaler Luxus. Es ist Investition in die Zukunft. Denn die Liebe erzeugt die Eigenschaften, die Wirtschaft und Gesellschaft brauchen, jene berühmten Voraussetzungen, von denen der Staat lebt und die er selber nicht schaffen kann und die nur in

der Familie geschaffen werden können. Daran denken die Autoren der neuen Studien natürlich nicht. Sie messen nicht die emotionale Verarmung in diesem Land, ihnen geht es um Wohlstand in Form von Konsumoptionen. Aber selbst in dieser Hinsicht heißt es Fehlanzeige. Die erhöhte Zahl der Krippenplätze hat die materielle Kinderarmut nicht aufgehoben. Das liest man freilich im Bertelsmann-Bericht nicht und wird es auch in keinem Bertelsmann-Dokument je lesen, weil diese Stiftung sich als Zusatzaggregat der Politik begreift und stets entsprechende Studien veröffentlicht. Eins darf man den Bertelsmännern allerdings bescheinigen: Anders als die Alt-68er des Club of Rome, deren Vorgänger schon vielfach widerlegt wurden und die im September ihrerseits eine Studie vorlegten, die von Familien- und Kinderfeindlichkeit nur so strotzte, propagiert die Stiftung nicht die Kinderarmut als umweltpolitisches Ideal, sondern unternimmt den Versuch, die Gründe für dieses alte Phänomen zu suchen. Ihre Kritik an der mangelhaften Forschung über Kinderarmut und ihre Folgen ist berechtigt. Dafür aber braucht es Langzeitstudien und die sind rar, teuer und verlangen viel Ausdauer. Eigentlich kennt die internationale Fachwelt nur ein halbes Dutzend, immerhin muss man die gleichen Personen in der Regel über mehr als ein Jahrzehnt hinweg beobachten, befragen und die wechselnden Umstände in Betracht ziehen. Anders sind empirisch gestützte, belastbare Thesen und Erkenntnisse

Dienstag, 18. Oktober 2016 - Nr. 243 - Seite 9

Geburtenrate so hoch wie seit 33 Jahren nicht mehr

Vor allem ausländische Mütter bekommen mehr Kinder

hhe. FRANKFURT, 17. Oktober. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts ist die Geburtenrate in Deutschland erstmals seit 33 Jahren wieder auf 1,5 Kinder pro Frau gestiegen. Die positive Entwicklung, die seit 2012 zu beobachten sei, setze sich damit fort. Im Vergleich zum Vorjahr lag der Anstieg 2015 allerdings nur halb so stark aus. Die hohen Zahlen von 2014 waren laut Statistischem Bundesamt vor allem auf die Geburtenrate ausländischer Frauen, besonders aus osteuropäischen Ländern, zurückzuführen.

Während 2015 unter ausländischen Frauen ein Anstieg von 1,86 auf 1,95 Kinder je Frau zu verzeichnen sei, habe die Geburtenrate bei deutschen Frauen nur von 1,43 auf 1,45 Kinder zugenommen. Das Durchschnittsalter der Mütter, das seit 2009 kontinuierlich leicht ansteige, lag 2015 bei 31 Jahren. Die Mütter der Erstgeborenen waren laut Zahlen des Statistischen Bundesamts durchschnittlich 29 Jahre und sieben Monate alt, beim zweiten und dritten Kind waren sie im Durchschnitt 32 und 33 Jahre alt.

Wie eine Sprecherin des Statistischen Bundesamts mitteilte, gibt es bei ausländischen Müttern einen gegenteiligen Trend: Ihr durchschnittliches Alter sank im Vergleich zum Vorjahr um etwa drei Monate. Das veränderte Geburtenverhalten gebe vornehmlich auf die Zuwanderung in den vergangenen Jahren zurück.

Sebastian Klüsener von Max-Planck-Institut für demografische Forschung wies darauf hin, dass der aktuelle Zustand von Flüchtlingen erst im Herbst verengte noch keine erheblichen Auswirkungen auf die Zahlen von 2015 habe. Geburtenziffern zugewandeter Paare seien oft künstlich nach oben verzerrt, da häufig zunächst der Mann einwande und die Frau später nachkomme, wenn der Mann sich eingelebt habe. Dann würden ausgetragene Kinderwünsche schnell nachgeholt. Insgesamt sprache Klüsener von einer Trendwende auf steigenden Niveau, die nur geringe positive Auswirkungen

auf den prognostizierten Bevölkerungsrückgang in Deutschland habe. Auch sei die jährliche Geburtenziffer nicht so aussagekräftig wie die tatsächliche Zahl der Kinder, die eine Frau bekommt. Hier entstünden Aufschubeffekte. „Durch das steigende Geburtsalter künstlich in unverteilt. Dadurch lag die jährliche Geburtenrate lange unter der Zahl, der die Frauen letztlich bekommen.“

Im bundesweiten Trend lag mit einer Geburtenziffer von 1,95 Kindern pro Frau vorn, die niedrigste Geburtenziffer mit 1,38 Kindern wies Deutschland auf. In Berlin blieb die Zahl unverändert, während in den bayerischen und niedersächsischen Geburten sank. Insgesamt ist weiter ein Trend festzustellen. Schon Ende des Jahres hatten die Zahlen-Trendwende hingewiesen: 2014 höchste Geburtenziffer seit 4 Jahren wieder erreicht. In schon wieder verengte. In den ersten Monaten des Monats hatte das Statistische Bundesamt berichtet, dass die Krankenhausentlassungen im weiter zugenommen habe.

Weniger Mütter bekommen mehr Kinder

Dank Zuwanderung: Geburtenziffer erreicht erstmals seit 33 Jahren den Wert 1,5

Das ist eine Trendwende – zumindest eine kleine. Der seit Jahrzehnten andauernde Rückgang der Geburtenrate in Deutschland scheint auf Dauer gestoppt. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts stieg die sogenannte zusammengefasste Geburtenziffer erstmals seit mehr als 30 Jahren wieder auf den Wert von 1,5 Kindern je Frau. Ein ähnlich hoher Wert sei zuletzt 1982 in Gesamtdeutschland mit 1,51 erreicht worden. Das erklärte das Statistische Bundesamt in Wiesbaden. Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig (SPD) meldete sich sogleich zu Wort und bezeichnete die gestiegene Geburtenrate als Ansporn, noch mehr für Familien und Kinder zu tun. Als wichtigsten Schritt nannte sie den weiteren Ausbau der Kindertagesbetreuung auch für Schulkinder.

Verantwortlich für den Zuwachs sind vor allem Frauen mit ausländischer Staatsangehörigkeit. Bei den Müttern mit deutschem Pass nahm die Geburtenziffer nur geringfügig von 1,43 im Jahr 2014 auf 1,45 Kinder je Frau im Jahr 2015 zu. Bei den Frauen mit ausländischer Staatsangehörigkeit stieg sie dagegen deutlich von 1,86 auf 1,95 Kinder je Frau. Gleichwohl gibt es immer weniger Mütter. Etwa ein Fünftel der Frauen bleibt kinderlos.

Von einer Trendwende bei den Geburtenraten hatte kürzlich schon das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BIfB) gesprochen. Nach seinen Berechnungen wird sich die endgültige Kinderzahl von Frauen, die 1973 geboren wurden, auf 1,56 erhöhen. Für die nachfolgenden Jahrgänge sei sogar mit einem Anstieg auf 1,60 zu rechnen. Trotz der Zunahme liegt die Geburtenrate allerdings noch immer weit unter dem Niveau von 2,1 Kindern, bei dem Geburten und Todesfälle ausgeglichen sind. In 13 Bundesländern nahm die Geburtenziffer zu. Spitzenreiter ist Sachsen. Lediglich in Berlin blieb sie unverändert, in Brandenburg und Niedersachsen sank sie geringfügig. Das durchschnittliche Alter der Mütter bei Geburt des Kindes lag 2015 mit 31 Jahren rund einen Monat höher als 2014. **Siehe Kommentar**

1980 1,56
1982 1,51
2014 1,38
2015 1,45

Quelle: Statistisches Bundesamt

DIE WELT, Axel-Springer-Strasse 45, 10085 Berlin, Redaktion: Briefkasten 2410 Täglich weltweit in über 130 Ländern verbreitet. Pflanzblatt von allen deutschen Verlagsgruppen. Tel. 030 / 2 59 12 Fax 030 / 2 59 17 36 E-Mail redaktion@welt.de

ISSN 0173-8437 246-42 ZKZ 7109

über emotionale, psychologische und kognitive Entwicklungen der Persönlichkeit nicht zu gewinnen.

Solche Studien werden von Familienpolitikern selten herangezogen. Sie widersprechen den Wünschen und Ideologien des Establishments. Vor allem die Ergebnisse der Hirn-, Hormon- und Bindungsforschung legen nahe, dass das Kind unter drei Jahren für die emotionale und kognitive Entwicklung die drei Z braucht. Sie beeinflussen den späteren Leistungswillen, die soziale Kompetenz oder die Toleranzfähigkeit stärker, als die Verfechter der staatlichen Betreuung ahnen. Es ist bezeichnend, dass – folgt man der wissenschaftlichen Literatur – „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, schrieb der Nestor der Familienpolitik, Heinz Lampert, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht werde.

Solche Erkenntnisse werden verdrängt. Hier aber schlummert eine Kinderarmut, die gesellschaftlich relevant ist. Viel leichter ist es, sich den materiellen Aspekten der Kinderarmut zu widmen, auch wenn sie altbekannt sind. Noch einmal: Der Gewinn aus der Kindererziehung wird vergesellschaftet, während die Kosten privat, das heißt ganz überwiegend weiter den Eltern überlassen bleiben“. Diese Enteignung der Eltern ist der Hauptgrund für die zunehmende Kinder- und Familienarmut.

Das ist jungen Paaren nicht immer bewusst. Aber von den Paaren, die ein Kind wollten und es dennoch nicht bekamen, entschieden sich 90 Prozent aus finanziellen Gründen dagegen. Niemand wird gern freiwillig arm. Und das ewige Gerede von der Kinderarmut ist insofern ein Angstverstärker und „Kinderwunschkiller“. Das wiederum ist weder den Steinzeitideologen des Club of Rome noch der Bertelsmann-Stiftung ein Anliegen. Sie haben kein Herz für Familie. Es gibt deshalb noch einen medial nicht thematisierten Zusammenhang zwischen dem reaktionären Bericht des Club of Rome und der Bertelsmann-Studie über die Kinderarmut.

Entscheidend für mehr Geburten ist die Verlässlichkeit der Partnerschaft.

Beide berichten de facto von einem erschreckenden Realitätsverlust des regierenden Establishments, beide sind Zeugnisse der Hoffnungsangst, die seit langem in Europa grassiert. Schon Thomas Mann sprach von dem „instinktunsicheren Kontinent“ und Kardinal Ratzinger konstatierte in Europa eine „seltsame Müdigkeit“, die zu einem Verlust von Hoffnung und Zuversicht und damit auch zu weniger Familie und Kindern führte. Die Mitglieder des vor allem im grünen und linken Milieu einflussreichen Club of Rome sind offenbar schon zu müde zum Nachdenken und bleiben in ihrer steinzeitideologischen Umwelthöhle sitzen. Sonst hätten sie die Zusammenhänge zwischen Demographie, Wirtschaft und Wohlstand nicht so plakativ verdrängt. Und die „Bertelsmänner“ sind wohl auch zu müde, um alte Ladenhüter wenigstens neu zu verpacken.

Kinderarmut ist kein Thema der Paare. Es ist ein gesellschaftliches Thema im Sinn des Soziologen Franz-Xaver Kaufmann, der in Deutschland eine „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ ausmachte. Mehr noch: Es ist ein Thema der Politik. Das zeigt nicht nur die Erhöhung des Kindergeldes um zwei Euro. Geld ist genug da, wie die Bankenkrise und die Flüchtlingskrise sehr deutlich und anschaulich belegen. Was fehlt, ist der politische Wille, Kinderarmut wirklich beseitigen zu wollen. Es gäbe da ein probates Mittel: Die Familien-Urteile des Bundesverfassungsgerichts umsetzen. Die Wirkung dieser Umsetzung – das wäre mal einen Bericht oder eine Studie wert.

Dieser Bericht wird so schnell nicht kommen. Das politisch-mediale Establishment will ihn nicht. Dagegen versucht man, die bekannten Tatsachen der Kinderarmut durch andere Berichte zu verdrängen. Sehr durchschaubar war der Versuch, die leicht gestiegene Geburtenzahl des vorigen Jahres zur historischen Wende zu erklären. „Historische Trendwende bei Geburten“ hieß es aber nur in der WELT, die FAZ hatte zu der geschichtlichen Gewichtung nur eine kleine Nachricht unter ferner liefen, in anderen Medien fand das Thema gar keine Beachtung. Das lag nicht nur am notorischen Desinteresse der Medien für demographische

und vor allem familienpolitische Themen. Der historische Kick erschließt sich nicht, weil er nicht existiert. Hier wird mit statistischen Daten hantiert nach dem Motto Churchills. So stützt sich der Familienforscher Bujard vom Institut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden auf die Daten eines Jahrgangs, aber nur eine Beobachtung über einen längeren Zeitraum als ein paar Jahre kann seriöse Trendthesen liefern. Die Alterung der Bevölkerung ist mit ein paar Jahrgängen mit mehr Geburten nicht aufzuhalten. Eine Trendwende wird es erst geben, wenn die Zahl der kinderreichen Familien steigt und die der lebenslang kinderlosen Frauen sinkt. Das sind die entscheidenden, numerischen Parameter für dauerhaft höhere Geburtenquoten. Inhaltlich freilich braucht es dafür noch eine andere Voraussetzung: Verlässlichkeit. Die ist in einer ehelichen Bindung größer als in einfachen Lebensgemeinschaften. Erst recht, wenn diese Bindung auf einem religiösen Fundament steht. All das ist wissenschaftlich solide abgesichert.

Man könnte in den Äußerungen der sogenannten Familienforscher auch Formeln der Beschwichtigung erkennen: Alles nicht so schlimm, die deutschen Frauen bekommen wieder mehr Kinder; auch brauchen wir nicht mehr so viel Kindergeld, das sollte alles in den Krippenausbau gehen; und: mehr Kinder heißt sichere Rente, also kann man im Wahlkampf jetzt wieder die ältere Klientel mit neuen Rentengeschenken umwerben. So könnte man es sehen. Aber man muss nicht verschwörungstheoretisch die Aussagen einzelner Wissenschaftler interpretieren. Es kommt auf die Geisteshaltung an. Familie ist als Institution zu sehen und das findet man in Politik, Medien und Wissenschaft immer seltener. Die Familie ist der Kern aller Sozialordnung (Benedikt XVI.). Wer diesen Kern spaltet, schwächt oder verdrängt, der produziert Kinderarmut und Zukunftsängste in der Gesellschaft. Er führt in emotionale Armut und er schmälert die Hoffnung auf Glück. Es gibt keinen Ersatz für diesen Kern. Ohne ihn steht nicht nur die Rente, sondern die Sozialordnung auf dem Spiel. Das üble Va-banque-Spiel der Politik und Medien mit den Hoffnungen, Ängsten und letztlich dem Glück der Menschen zerstört mehr als nur ein paar Optionen der Macht. □

Geplante Massensterilisation in Kenia wurde verhindert

„Die katholische Kirche in Kenia deckte zusammen mit Ärzten den bevölkerungspolitischen Mega-Skandal von WHO und UNICEF auf. Die westlichen Medien schweigen sich über die ‚harmlose‘ barbarische Impfung aus, die Mio. Frauen ohne ihr Wissen um die Möglichkeit bringen sollte, schwanger zu werden. WHO und UNICEF wollten in Kenia im Jahr 2014 heimlich mehr als 2 Mio. Frauen zwangssterilisieren, ohne dass die betroffenen Frauen etwas davon gewusst hätten.

Die Weltgesundheitsorganisation der UNO (WHO) und das angebliche Kinderhilfswerk UNICEF forcierten im ostafrikanischen Land ein angebliches ‚Anti-Tetanus-Programm‘.

Der Vorsitzende der katholischen Ärzte-Vereinigung von Kenia, Dr. med. Steffen Karanja, erklärte: „Wir haben dem Parlament den wirklichen Inhalt des Impfstoffs gezeigt, der als Anti-Tetanus-Vorbeugung getarnt war. Daraufhin wurde das Impfprogramm gestoppt. Die Frauen sind gerettet.“

Für die von WHO und UNICEF finanzierte Impfkaktion waren 2,3 Mio. Frauen im Alter zwischen 14 und 49 Jahren vorgesehen. Fünf Impfungen je Frau waren geplant. 1 Mio. Frauen wurden bereits dreimal geimpft, bevor das Programm gestoppt wurde. Weitere 1,3 Mio. wären in den nächsten sechs Monaten hinzugekommen. Ein Parlamentsabgeordneter von Kenia äußerte gegenüber Dr. Karanja: „Der schlimmste Kolonialismus war nicht so schlimm wie diese Barbarei.“

„Die katholischen Bischöfe und die katholische Ärztereinigung von Kenia hatten Verdacht geschöpft, weil es keinen Tetanusnotstand gab. Dann haben wir uns gefragt: Warum impfen die nur die Frauen zwischen 14 und 49 Jahren? Warum wurden UNO-Mitarbeiter mit den Impfungen beauftragt und nicht Gesundheitseinrichtungen, Ärzte und Krankenpfleger des Landes? ... Zudem wisse die katholische Kirche Kenias, dass man der WHO nicht blindlings vertrauen dürfe. Bereits 1972 und 1992 hatte die WHO mit einem groß angelegten Programm Massensterilisierungen versucht. Beide Male waren die Ak-

Auf dem Prüfstand

tionen getarnt worden, wie nun auch 2014. Dieselben Geheimprogramme zur Fertilitätszerstörung wurden in den 90er Jahren von der UNO auf den Philippinen, in Mexiko und Nicaragua durchgeführt. Die Sponsoren waren immer die WHO und UNICEF“. (Quelle: katholisches.info, abgedruckt im Schweizerischen katholischen Sonntagsblatt, 21. August 2016)

Hubert Gindert

„Priestermangel gewollt?“

Als kürzlich die Zahlen der 2015 in den deutschen Diözesen ausgeweihten 58 Priester bekannt wurden, fand das auch in den säkularen Medien Beachtung. Unter Überschriften wie „Gehen der katholischen Kirche die Priester aus?“, hatten einige Medien auch die Abhilfe schnell bei der Hand. Es waren die bekannten Ladenhüter wie Abschaffung des Zölibats, Einsatz von „Viri probati“, Einführung des Frauenpriestertums. Andere Medien brachten die ersten Nachkriegsjahrzehnte in Erinnerung, als einzelne Diözesen Zahlen von Priesterweihen aufzuweisen hatten, die heute von allen Diözesen zusammen nicht mehr erreicht werden. Schnellschüssige Beschreibungen der heutigen Misere führten zu Behauptungen wie, „Der Priestermangel sei gewollt“.

Was sind die Ursachen des heutigen Priestermangels? Er gipfelt zwar in der Zahl 58 Priesterweihen im Jahr 2015. Tatsächlich zeichnet er sich seit vielen Jahren ab. Voraus gehen die Verdunstung des Glaubens, gemessen am Besuch der sonntäglichen Eucharistiefeyer sowie der Rückgang der Kinderzahl in den Familien. Das dahinsiechende Glaubensleben in

den Familien, in denen kaum mehr gebetet wird und die gesunkene Kinderzahl von 1,3 Kindern pro Familie sind Hauptursachen des Priestermangels. Wo sollen Berufungen ansetzen, wenn beides fehlt?

Natürlich gibt es auch den „gewollten“ Priestermangel an theologischen Ausbildungsstätten, in Priesterseminaren, bei Vertretern eines synodalen, demokratischen Kirchenverständnisses sowie bei Pastoralassistenten und –referenten, die theologisches Wissen und rhetorische Fähigkeiten, nicht aber Berufung und Priesterweihe, als die eigentlichen Voraussetzungen für die „Leitung“ der Gemeinden ansehen. Selbstverständlich gab es schon in den vergangenen Jahren Priesterseminare, in denen Regenten den Priesterkandidaten, die durch eucharistische Frömmigkeit oder durch Rosenkranzbeten auffielen, nahelegten, sie hätten evtl. doch keine „echte Berufung“. Einige flüchteten sich dann wie bekannt, beispielsweise zu Bischof Mixa nach Eichstätt. Andere fanden in einer Ordensgemeinschaft Aufnahme oder gaben ihre Berufung auf. Heute ist die Zisterzienserabtei Heiligenkreuz mit ihrer weit über Österreich hinausstrahlenden Spiritualität ein Anziehungspunkt für Ordens- und Priesterberufungen geworden. Schließlich ist der anhaltende Schrumpfungsprozess selbst zu einem Hindernis für junge Menschen geworden, die ihre Berufung zum Priestertum überlegen. Die diözesanen Kirchenleitungen kommen nicht mehr daran vorbei, immer größere Pfarreien-Gemeinschaften zu bilden, wenn sie einen geregelten „Pastoralbetrieb“ aufrechterhalten wollen. Die Verpflichtungen des Pfarrers an den Sitzungen der Pastoralräte, Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und Kindergartenbeiräte teilzunehmen, bei denen es mehr um organisatorische und finanzielle Fragen als um Seelsorge geht, nehmen zu. Das ist kein Anreiz für einen Priesterkandidaten, der sich zur Seelsorge berufen fühlt. Schlussendlich erleben Priesterkandidaten wenig Aufbruchstimmung in der Kirche. Es gibt Bischöfe, die das Wort „Neuevangelisierung“, „Mission“ nicht mehr in den Mund zu nehmen wagen. Begeisterung für den Glauben, die einer Erneuerung im Glauben vorausgeht, sind in deutschen Landen am Erlöschen.

Hubert Gindert

Vier kleine Bücher zur Ehre Gottes. Mit Sachkenntnis und Liebe hat Hermann Rieke-Benninghaus vier kleine Bücher im Stil von Klosterarbeiten zusammengestellt. Jedes Büchlein hat 36 Seiten, 12 Farb-Illustrationen und kostet jeweils 6,99 Euro.

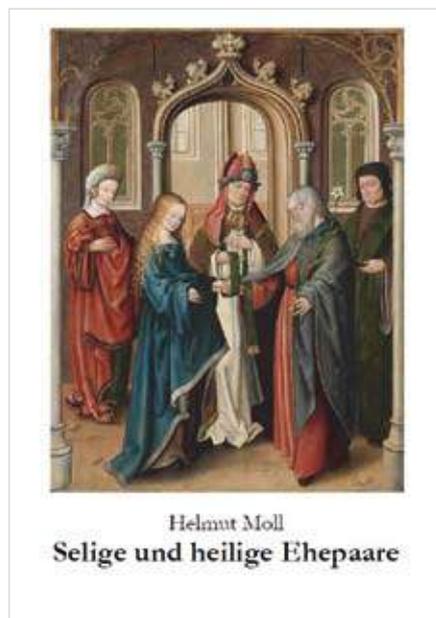
Heilsbotschaft: Collagen von Bildern, dazu Schriftstellen und Lieder, 20 x 25 cm. Die Bilder wollen dazu anregen, Segen und Heil zu erbitten, ISBN 978-3-8423-7103-3

Ein Kind ist uns geboren. Bilder und Texte, Krippenszenen mit Texten aus den Propheten und der Kindheitsgeschichte Jesu, Kirchenlieder, ISBN 978-3-7412-5224-2

Ave Maria: Zusammenstellung bekannter und unbekannter Texte, Bilder und Marienstatuen, volkshandwerkliche Schnitzwerke und orthodoxe Ikonen, Marienlieder, ISBN 978-3-7412-4213-7

Glaubensbekenntnis: 12 abstrakte Bilder und Texte zu den Grundaussagen des Glaubensbekenntnisses. ISBN 978-3-7412-4140-6 Für wen malt, schreibt und werkt ein Autor solche Kunstwerke? Zunächst zur Ehre Gottes, dann auch zur eigenen Freude. An dieser Freude lässt der Autor auch uns teilnehmen. Diese Büchlein eignen sich auch als kleine Weihnachtsgeschenke und können in jeder Buchhandlung und im Internet-Buchhandel bestellt werden.

Eduard Werner

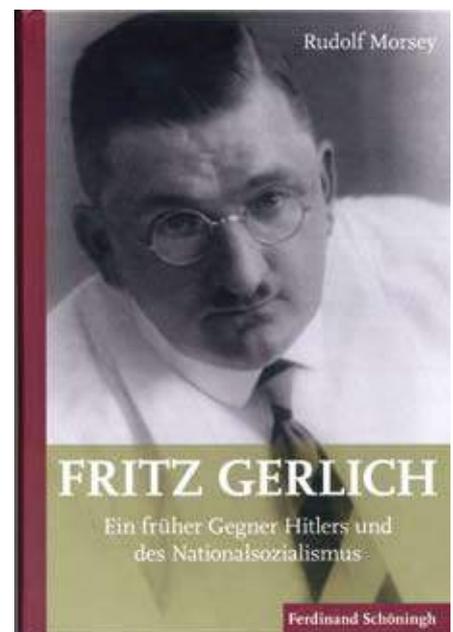


Helmut Moll: Selige und heilige Ehepaare. Dominus-Verlag Augsburg 2016. 47 Seiten, ISBN 978-3-9408879-48-6. Euro 4,50.

Der Autor Prälat Professor Dr. Helmut Moll ist als Herausgeber des deutschen Martyrologiums „Zeugen für Christus“ bekannt. Er hat von daher schon einen Zugang zur Erforschung und Darstellung von Heiligen. Im vorliegenden Heft stellt er heilige Ehepaare aus der Frühzeit des Christentums, aus dem Mittelalter und auch aus der Neuzeit dar. Gerade in einer Zeit der Bindungslosigkeit sollten heilige Ehepaare als Vorbilder bekannt gemacht werden. Das Heft eignet sich für Predigten und als Geschenk bei Ehevorbereitungsseminaren und natürlich bei Ehejubiläen. *Eduard Werner*

Rudolf Morsey: „Fritz Gerlich (1883 – 1934) Ein früherer Gegner Hitlers und des Nationalsozialismus“. Schönningh Verlag 2016 Paderborn, ISBN 978-3-506-78398-1, 346 S., 29,90 Euro

Der Autor erzählt die Entwicklung des zunächst calvinisch geprägten Studenten Fritz Gerlich aus Stettin zum Katholiken und zum schärfsten journalistischen Gegner Hitlers in München. Die äußeren beruflichen Stationen sowie die geistig-psychische Entwicklung des Helden werden minutiös nachgezeichnet und mit Dokumenten belegt. Das barocke Lebensgefühl in München empfindet der kühle Norddeutsche als Bereicherung. In den politischen und vor allem wirtschaftlichen Wirren nach dem Ersten Weltkrieg wechselt Gerlich wiederholt seinen Standpunkt. Er findet jedoch zunächst im Archivdienst und später als Journalist zu einem soliden Standpunkt, von dem aus er sich sozial engagiert und den Kommunismus und Nationalsozialismus als gleich bedrohlich ablehnt. Der zunächst skeptische „Enthüllungsjournalist“ Gerlich erlebt bei Therese Neumann in Konnersreuth mit eigenen Augen eine Welt, die er bis dahin nicht für möglich gehalten hat. Dies führt ihn ins Zentrum des Eichstätter Widerstandskreises und zur Konversion in die katholische Kirche. Ausführlich schildert Morsey das persönliche Schicksal Gerlichs, das in jeder Phase mit dem Schicksal Deutschlands verwoben ist. Nachdem Hitler im März 1933 auch in München die Macht übernommen hatte, konnte er sich an seinem großen journalistischen Gegner Gerlich grausam rächen. Gerlich hatte vor allem in seiner Zeitschrift „Der gerade Weg“ vorausgesagt, dass Deutschland unter



Hitler im Chaos versinken werde. Vergleichsweise kurz erscheinen die Folterungen im Polizeipräsidium München und die heldenhafte und tief religiöse Ergebenheit des Opfers in das Martyrium. Der Ort der Misshandlungen war überwiegend das Polizeipräsidium und nur kurzzeitig das Münchner Gefängnis Stadelheim. Ein bisher unbeachteter Empfehlungsbrief Faulhabers für Gerlich an den Ministerpräsidenten Held ist ein weiterer Beleg für die politische und religiöse Übereinstimmung der beiden Protagonisten. Unverständlicherweise spricht der Autor allerdings am Ende von einem „überzogenen Dank“ Faulhabers gegenüber Hitler (Brief 24, Juli 1933) für den Abschluss des Konkordates. Die diplomatisch – freundlichen

Worte hat Faulhaber doch nur gewählt, um die Freilassung der politischen Gefangenen – insbesondere des schwer misshandelten Gerlich – zu erreichen. Wie Fachhistoriker eigentlich wissen, sind Formulierungen aus der Situation des Bittstellers heraus zu interpretieren. Sie zeigen nicht unbedingt die vorgegebene Achtung des Bittstellers, sondern eher das Gegenteil. Die Fehl-Interpretation solcher Formulierungen ist sonst nur eine herkömmliche Versuchung des politischen Gegners, der die damals katholische Prägung Münchens in eine vorwiegend braune Prägung umformen will. Dieses Buch ist dennoch ein großes Standardwerk. Die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der die Belege in jahrelanger Archivarbeit zusammengestellt wurden, ist heute eine Seltenheit und schon daher zu bewundern. Glücklicherweise erscheint jetzt im media maria Verlag die Neuausgabe des Buches von Fritz Gerlich über „Therese von Konnersreuth“ aus dem Jahre 1930.
Eduard Werner

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im November 2016

1. Für die Zielländer von Flüchtlingen: Sie mögen in ihren Bestrebungen solidarisch unterstützt werden.
2. Für die Zusammenarbeit von Priestern und Volk Gottes in den Pfarrgemeinden: um gegenseitige Ermutigung in ihrem jeweiligen Dienst.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- P. Dr. Andreas Hirsch
Hohbergstr. 12
69518 Absteinach
- Siegfried Kerscher
Ravensburgerstr. 9
86150 Augsburg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Michael Schmitt
Habsburger Allee 21
60385 Frankfurt
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18
86399 Bobingen

Erläuterung zum Titelbild

Das Fest Allerheiligen entstand im Hochmittelalter in den Niederlanden. Im Zentrum sehen wir Christus. Dann kommen die Mutter Gottes, Engel, Propheten, heilige Männer und Frauen. Sie gehören als Erste zu der unzählig großen Schar, die Johannes gemäß der Apokalypse vor dem Thron Gottes sah.

Frühe Belege für das Fest aller Märtyrer finden sich bereits bei Johannes Chrysostomos im 4. Jahrhundert in Antiochien. Dieses Fest wurde ursprünglich im Zusammenhang mit der Auferstehung Christi gefeiert, oft am 13. Mai. Es war bereits ein Sammel fest aller genannten und ungenannten Märtyrer. Unter Papst Gregor III. wurden 732 auch die „gewöhnlichen“ Heiligen in das Gedenken aller Heiligen aufgenommen. Vor allem die Maler des Hochmittelalters zeigen uns einen Blick in die Seligkeit aller Erlösten im Himmel.

Einladung zur Jahrestagung Bund katholischer Rechtsanwälte 12. November 2016:

Kontakt

BundKatholischer Rechtsanwälte e.V.
Georgstraße 18 · 50676Köln
Telefon: 0221/272 37-77
Telefax:0221/ 272 37-27
E-Mail: info@bkr-netzwerk.de
www.bkr-netzwerk.de

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft München

22. November 2016 · 18:30 Uhr · Hansa Haus, Brienerstraße 39, München · H.H. Pfr. Winfried Abel: **Maria – Pforte zu neuer Hoffnung** · Hinweis Tel.: 089-60 57 32

Aktionsgemeinschaft Regensburg

6. November 2016 · 15:00 Uhr · Pfarrheim St. Wolfgang, Eingang Simmernstr, Regensburg · Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: **Verzeihung des Unverzeihlichen? Ausflüge in Landschaften der Schuld und der Vergebung** · zuvor: 14:30 Uhr Ro.kranz in der Krypta · Hinweis Tel.: 0941/94660477

Wir bitten um Spenden
für **DER FELS** Vielen Dank

Katholisches Wort in die Zeit

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

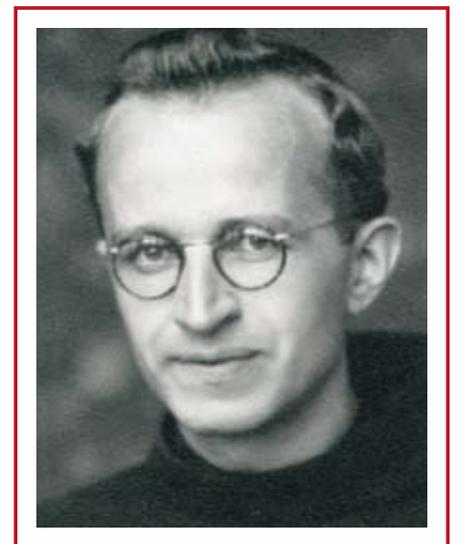
IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Pater Markötter: „Jeder Mensch ist uns Bruder.“

Es ist immer wieder erstaunlich, wie entschieden die Vertreter der Kirche in der NS-Zeit für die Menschenrechte eingetreten sind und wie unverfroren-dreist heute dagegen der Kirche eine Kumpanei mit dem NS-System unterstellt wird. Wie viele andere Priester wurde auch der Franziskanerpater Elpidius Josef Markötter wegen einer Predigt bis zum Tode verfolgt.

Josef Markötter stammte aus Südlahn im Münsterland, wo er am 8. Oktober 1911 als Sohn eines Postbeamten geboren wurde. Der fromme und lerneifrige Junge kam in ein Gymnasium der Franziskaner, wo er 1932 das Abitur bestand und dann in den Orden eintrat. Dabei erhielt er den Klostersnamen Elpidius. Nach der Priesterweihe kann er an das Missionskolleg der Franziskaner. Als nach Kriegsbeginn am 1. September 1939 das Missions-Kolleg schließen musste, wurde der junge Pater in der Pfarr-Seelsorge eingesetzt. Das Schicksal der polnischen Kriegsgefangenen und der Zwangsarbeiter erregte das Mitleid von Pater Markötter. Deshalb appellierte er in aller Öffentlichkeit an das Gewissen und erklärte in der Predigt, dass jeder Mensch, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, unser Bruder ist. Dann wurde er konkret. „Bruder ist uns der Italiener, der Japaner, Bruder ist auch der Engländer, der Pole und auch der Jude.“ Das war für die Auf-

passer ein Satz zu viel. Nach wenigen Tagen wurde Pater Markötter wegen Verstoßes gegen das „Heimtücke-gesetz“ verhaftet. Der Richter lehnte einen von der Gestapo beantragten Haftbefehl ab und ließ den Pater frei. Hätte er ihn doch in ein normales Gefängnis eingewiesen, wo durchaus Überlebenschancen bestanden. Aber die Gestapo verhaftete den Priester sofort nach seiner Freilassung durch den Richter und brachte ihn in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Verschüchtert durch die Rohheit der SS-Bewacher traf er in der Priesterbaracke im KZ-Sachsenhausen ein: Die Brille zerbrochen, das Gesicht blutig geschlagen, die Nase blutend. Trotz der Briefzensur wagte er seinen Angehörigen zu schreiben: „Zeugnis für Christus geben war der Apostel Lebensinhalt und ist auch der unsrige.“ Am 26.09.1941 wurde Markötter mit einigen anderen Priestern in das KZ Dachau überstellt. Dort waren schon 2756 Priester wegen ihrer Pflichterfüllung gefangen. Auch in Dachau war die Behandlung der Häftlinge schlecht, das Essen ungenügend und die Kleidung nicht wintergerecht. Pater Markötter ertrug alles in Geduld und opferte sein Leid auf. An Ostern 1942 schrieb er an seine Angehörigen: „Ich bin Gott dankbar, dass ich sein Priester sein darf.“ Am Fest Peter und Paul, am 29. Juni, sollte er seinen Mitbrüdern die Predigt halten. Schon vom Tode gezeichnet stellte er



auf dem Papier das letztlich segensreiche Martyrium der beiden Apostel dar. Er konnte diese Predigt nicht mehr halten. Einen Tag vorher starb er, so dass sein Text den Mitbrüdern am Festtag vorgelesen werden musste.

Pater Markötter hat sein Wirken ganz in Übereinstimmung mit der Kirche ausgeübt. Er kannte die Verurteilungen des Antisemitismus durch Papst Pius XI. vom 25. März 1928 und vom 7. Februar 1934. Warum wollen Historiker und Journalisten diese Fakten nicht zur Kenntnis nehmen? Diese Unwahrhaftigkeit macht die Heldentaten der Priester in den KZs nicht kleiner. Sie behalten ihren Glanz über alle Zeiten hinweg.
Eduard Werner